

Karoline Tauer
1962

~~JULIUS LEWY
BERLIN, N.W.
Klopstockstrasse 58~~

Jugenderinnerungen

eines alten Berliners

von

Felix Eberth,

Professor in Breslau.

Berlin.

Verlag von Wilhelm Herz.

(Befersche Buchhandlung.)

1878.

An den Schulrath Dr. Eduard Lauer

Abschrift

Dr. Eberty
Breslau
2.1.77.

Verehrtester Herr Schulrath;

Die Berichtigung welche Sie in die Dezembernummer des neuen Reiches haben einrücken lassen, würde mich nicht veranlasst haben, mich persönlich an Sie zu wenden, aber Herr H i r z e l hat mir den Brief mitgeteilt, den Sie in dieser Angelegenheit an ihn gerichtet haben, und ich fühle mich dadurch verpflichtet Sie zu versichern, dass es mir ausserordentlich leid thut Ihre Gefühle verletzt zu haben. Ich hätte die betreffende Stelle weggelassen, wenn ich daran gedacht hätte, dass Sie sich durch dieselbe gekränkt fühlen mussten. Wie wenig es mir in den Sinn kommen konnte, gerade Sie beleidigen zu wollen, geht wohl am besten aus der Art und Weise hervor, wie Ihrer und Ihrer wissenschaftlichen Verienste in dem Aufsätze gedacht ist.

Zu meiner Rechtfertigung muss ich übrigens sagen, dass ich mich ganz genau erinnere, die Charlottenburger Hausangelegenheit aus Herrn Salomons Munde genau so gehört zu haben, wie ich sie geschildert. Ich war mit diesem von mir so hoch verehrten Lehrer bis zu seinem Tode in Verbindung, und habe bei ihm als er schon Professor am Joachimsthal war noch ein privatissime über Electra gehört. Sie können sich überzeugt halten, verehrtester Herr Schulrath, dass ich bei dem was ich geschrieben, mich vollständig in bona fide befunden habe, bin aber jetzt gern bereit dasjenige was Ihnen Herr Professor Kalisch über den Sachverhalt kürzlich erzählt hat, für das Richtigere zu halten.

Glauben Sie mir, ich wiederhole das, dass mir nichts ferner gelegen hat, als die Absicht, Ihnen verehrter Herr Schulrath, irgend wehe zu thun, u. verzeihen Sie mir die für einen Sohn sehr gerechtfertigte Kränkung, die ich Ihnen ohne es zu wollen bereitet habe.

Mit vorzüglichster Hochachtung
Ihr ganz ergebenster

(gez) Dr. Eberty

*Salglatt.
man würde die Berichtigung
kommen. La*

III.

Die Cauerische Anstalt.

Nach der Rückkehr von der Rheinreise 1819 wurde von meinen Aeltern ernstlich in Erwägung genommen, daß die stets wechselnden Erziehungsverjuche, denen ich bisher unterworfen gewesen, nunmehr aufhören und ich einer regelmäßigen und dauernden Leitung anvertraut werden müßte. Zu Hause sollte ich nicht bleiben, weil mein Vater vorausah, daß ein Hauslehrer bei einem Knaben, der von seiner Mutter, von einer Großtante und von unsrer Bertha um die Wette verzogen wurde, niemals die nothwendige Autorität erlangen würde. Nachdem lange Zeit von allen Seiten die sorgfältigsten Erkundigungen eingezogen waren, entschlossen sich die Aeltern, mich der Cauerischen Pensions- und Erziehungsanstalt zu übergeben, welche einige Jahre vorher eröffnet war, und sich schnell einen großen Ruf erworben hatte. — Dieser Entschluß wurde namentlich meiner Mutter unendlich schwer, aber sie brachte zuletzt das Opfer, und willigte

ein, sich von ihrem Sohne zu trennen, weil sie einsah, daß es zu dessen eigenem Besten geschehen mußte. Merkwürdiger Weise ist mir der, für mein ganzes Leben so wichtige Tag, an welchem mein Vater mich in die Pensionsanstalt brachte (es war im Januar 1820), gänzlich aus dem Gedächtniß entschwunden, auch wüßte ich nicht zu sagen, wie ich mit meinen neuen Mitschüler Bekanntschaft machte. Vielmehr kam es mir bald so vor, als hätte ich mit denselben von jeher zusammengelebt.

Die Gauerische Anstalt verdient es, daß ich ihrer ausführlich gedenke.

Der eigentliche geistige Urheber derselben war kein geringerer Mann, als der große Philosoph Fichte. Er hatte in den Jahren der Erniedrigung des preussischen Staates durch seine, mit bewunderungswürdiger Kühnheit unter den Augen der französischen Gewaltthaber, ja unter dem Drohen ihrer Bajonette gehaltenen Reden im Kreise aller Gebildeten ein unauslöschliches Gefühl der Beschämung über die bestehenden Zustände wach gerufen. Die Frage, ob und wie es jemals in Deutschland besser werden könne, beantwortete er in seinen berühmten Vorträgen „über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ und in den „Reden an die deutsche Nation“.

Mit dem älteren Geschlecht, welches in Erschlaffung

und Sittenverderbniß herangewachsen, sei nichts zu machen, keine Hoffnung auf die Thaten desselben zu setzen; dagegen sei alles daran gelegen, bei der Jugend durch zweckmäßige Erziehung sämtliche Kräfte des Leibes und der Seele auszubilden, und Knaben und Jungfrauen für den Beruf vorzubereiten, dereinst das Vaterland von der Knechtschaft zu befreien, und die Wiederkehr so schmachvoller Zustände unmöglich zu machen.

Die Wirkung, welche die Fichteschen Reden noch heute, nachdem die unmittelbare Veranlassung derselben längst beseitigt ist, auf jedes empfängliche Gemüth hervorbringen, läßt uns die Schilderungen von dem überwältigenden Eindruck, den die Worte des Philosophen in den Jahren 1806 und 1807 machten, wohl begreifen. Der eiserne Mann, mit seiner unbeugsamen Ueberzeugung und Willenskraft, riß die Nation mit sich fort, und namentlich unter den jüngeren Männern verbanden sich die Besseren zu dem heiligen Gelübde, auf allen Lebensgebieten die Ideen des großen Weltweisen verwirklichen zu helfen. Nicht minder gewaltig als die Wirkung der Fichteschen Reden auf das große Publicum, war die Macht, die er als Universitätslehrer auf seine Zuhörer übte. In der Landsturmuniform bestieg die kleine gedrungene Gestalt das Katheder, und feuerte stündlich von neuem die studirende

Jugend zu patriotischem Eifer an, indem der Lehrer seinen Zuhörern die Ueberzeugung aufzwang, daß für den Menschen Nichts Werth habe, Nichts seinen Thaten wahren Adel verleihe, als unbedingte Hingabe und Aufopferung für eine große Idee.

Unter seinen Schülern befanden sich zehn junge Männer aus den verschiedensten Ständen und von den verschiedensten Berufsarten: Theologen, Mediziner, Naturforscher, Mathematiker und Philosophen; ihrer Religion nach Protestanten und Juden, und nur deshalb war zufällig kein Katholik unter ihnen, weil Befenner dieser Confession sich überhaupt damals nur sehr vereinzelt in Berlin befanden. Diese zehn Jünglinge beschloßen in reiner Begeisterung, ihr Leben dem Bestreben zu widmen, nach Fichtes Auffassung ein besseres Geschlecht heranzubilden zu helfen. Fast alle begaben sich zu ihrer fachgemäßen Vorbildung nach Überdun am Neuschätellersee, wo Pestalozzis weltberühmte Erziehungsanstalt damals in Blüthe stand. Die Ansichten desselben stimmten mit Fichtes Grundsätzen vollständig überein, und gaben den allgemeinen patriotischen Vorsätzen der Freunde eine bestimmte Form, so daß die Heimgekehrten 1817 sofort an die Errichtung einer höheren Erziehungsanstalt die Hand legen konnten. Es war eine Art von kleiner Republik, die sie gründeten; Alle sollten vollkommen gleich-

berechtigt sein, und sich nach ihren Fähigkeiten und Anlagen in die Geschäfte theilen. Von einer Directorchaft, oder dem Unterordnen des Einen unter den Anderen war keine Rede. Da aber die Sache doch einen Namen haben mußte, so wurde Herrn Ludwig Cauer, aus Dresden stammend, die Ehre zu Theil, der neuen Anstalt als Vertreter nach Außen hin zu dienen. Diese Wahl beruhte darauf, daß Cauer der geschäftsgewandteste unter seinen Collegen schien, und durch sein stattliches Aussehen sich am besten zur Repräsentation eignete. Er war ein hochgewachsener, ziemlich corpulenter Mann, mit einem hübschen Gesichte, und auffallend hoher, kahler, spiegelblanker Stirn. Ein Portrait von Eduard Magnus, aus nicht viel späterer Zeit, hat seine Züge mit treffender Lebendigkeit wiedergegeben. Cauer hatte hauptsächlich das Amt, die Aeltern der Zöglinge zu empfangen, ihnen Auskunft zu ertheilen, die Bedingungen der Aufnahme für jeden Schüler genau zu bestimmen, und zugleich alles Oekonomische unter seine Oberaufsicht zu nehmen. Als Lehrer war er fast der am wenigsten Einflußreiche von Allen. Er hatte lediglich den Schreib- und Zeichenunterricht zu leiten, wovon noch später die Rede sein wird.

In der Zeit, wo ich eintrat, machte unter den Lehrern ein kleiner dicker Mann, Namens E. . ., sich

besonders bemerklich, und behauptete durch seine lauten und bestimmten Willensäußerungen ein gewisses Uebergewicht über die Andern. Noch in demselben Jahre aber schied er aus der Anstalt, und es gingen dunkle Gerüchte, daß seine Entfernung durch irgend ein schreckliches Verbrechen veranlaßt wäre. Die Schüler erfuhren darüber niemals das Geringste, und hätte auch keiner den Muth gehabt, deshalb eine Frage an einen der Lehrer zu richten. Ich will mich auch enthalten, irgend eine Vermuthung auszusprechen. Die übrigen Lehrer, von denen einige nicht ganz unbemittelt waren, hatten ein Capital zusammengeschoffen, und dafür das Haus in der Münzstraße Nr. 21 in Berlin gekauft, welches an das Grundstück grenzte, wo sich gegenwärtig das Victoriatheater befindet. Das ursprünglich aus dem Vordergebäude und einem nach dem Hofe belegenen Seitenflügel bestehende Haus hatte nur ein Stockwerk über dem Erdgeschosse, und viele Dachkammern, welche zu Schlafstätten für Lehrer und Schüler eingerichtet waren. Parterre befand sich das Conferenzzimmer der Lehrer (die sehr gefürchtete, sogenannte grüne Stube) und verschiedene größere und kleinere Zimmer, in welchen die Schreibpulte der Knaben standen, deren ganze bewegliche Habe, mit Ausnahme der Wäsche und Kleider, in den verschiedenen Behältnissen dieser Pulte aufbewahrt wurde. Die Schüler

wohnten auf diese Art gewissermaßen reihenweise nebeneinander, wie die Verkäufer auf einem Jahrmarkte. In dem größten, durch Wegnahme einer Zwischenwand erweiterten Saale mögen wohl fünf- undzwanzig solche Pulte gestanden haben, an welchen diejenigen Knaben ihre Plätze hatten, die weder zu den jüngsten noch zu den ältesten gehörten, und in welche Mittelclasse auch ich eingereiht wurde. Im Ganzen waren stets zwischen vierzig bis fünfzig Böglinge in der Anstalt. Die Hälfte derselben hatte in dem oben erwähnten Saale ihre Pulte, während die Kleinen in zwei Hinterzimmern des Erdgeschosses, die fast Erwachsenen in einem großen Zimmer eine Treppe hoch sich während des Tages aufhielten und Unterricht empfingen. Das Alter der Böglinge, nicht aber die größeren oder geringeren Kenntnisse derselben bedingte diese Dreitheilung, welche sich hauptsächlich auf die körperliche Pflege, und auf gewisse kleine Unterschiede in der Beköstigung bezog, die den verschiedenen Altersstufen möglichst angepaßt wurde. Mit Rücksicht hierauf fand auch die Vertheilung in die Schlafzimmer statt. Immer vier bis fünf Böglinge schliefen mit einem Lehrer zusammen, die Kleinen in den Kammern nach vorn heraus, wo in den kältesten Wintertagen geheizt wurde, während in den übrigen Schlafgemächern keinerlei Ofen waren, und wir bei strenger Kälte gar

oft eine dicke Eiskruste auf dem Deckbette vor dem Munde hatten, auch das Waschwasser in den Krügen und Becken bis zum Boden der Gefäße festgefroren fanden, so daß erst flüssiges Waschwasser vom Hofe geholt werden mußte.

In dem bereits bei Ankauf des Hauses vorhandenen Seitenflügel lagen die große Küche und die Vorrathsräume, an welche sich noch ein niedriges Häuschen mit einem Badezimmer, zur Benutzung für die Kleinen, angeschlossen, denn die Größeren wurden im Sommer fast täglich in die große Pfuelsche Schwimmanstalt, und im Winter abtheilungsweise in eine öffentliche Badeanstalt der Stadt geführt.

Die Lehrer hatten ihre Wohnzimmer im ersten Stockwerk, einige auch oben, in den zu diesem Behufe ganz behaglich hergerichteten Kammern. Da gemeinschaftlich gefrühstückt, und zu Mittag und Abend gespeist wurde, so war man genöthigt gewesen, der Küche gegenüber einen zweiten Flügel aufzuführen, in welchem unten ein großer Eßsaal, und darüber ein ebenso großer Musiksaal sich befand, der mit dem oberen Stockwerke des Hauptgebäudes durch einen geräumigen Gang in Verbindung stand, während man zum Speisesaal durch die halboffene Fortsetzung des Hausflurs gelangte. Noch befand sich irgendwo Parterre ein Zimmer für die verwitwete Frau Geheim-

secretär M . . . , welche den Küchen-, Reinigungs-, Wäsche- und sonstigen häuslichen Angelegenheiten vorstand, und deren drei Söhne mit uns erzogen wurden. Unterstützt wurde diese Frau durch die beiden Schwestern des Lehrers Herrn S , Therese und Bella, und durch die Nichte eines anderen Lehrers, Louise Wredow. Dieses schöne und liebenswürdige Mädchen starb wenige Jahre nachher an der Schwindsucht. Ihr Bruder, August Wredow, war unser Mitschüler; derselbe hat sich später als Bildhauer einen hochgeachteten Namen erworben.

An den Hof des Hauses schloß sich ein geräumiger Garten, der zum Spielplatz für die Knaben diente, und deshalb nur am äußersten Ende einige Blumenbeete zeigte, während der übrige Raum vollkommen festgetreten war, und uns keinerlei Zwang auferlegte, wenn wir uns in demselben tummelten. Links vom Eingange stand ein gemauertes Gartenhäuschen, dessen innerer Raum wohl zwanzig Fuß im Geviert haben mochte, und zur Uebungswerkstatt für solche Knaben eingerichtet war, die Talent zu mechanischen Arbeiten, Tischlerei, Drechslerei und dergleichen zeigten. Auch wurde daselbst modellirt, und außer August Wredow ist auch der Bildhauer Emil Gauer, dem man so viele hübsche Gruppen und Statuetten aus Glangsgyps verdankt, ein Schüler der Anstalt gewesen. Er war

der jüngste Bruder unseres Lehrers. Dieser Werkstätt gegenüber, rechts von der Gartenthür, hatte man Turngeräthe angebracht, Recke und Barren, und an der einen langen Mauer des Gartens einen gewaltigen sogenannten Schwebbaum. Die hintere Begrenzung des freien Spielplatzes, jenseit jener erwähnten Blumenbeete, wurde durch große Bäume gebildet, deren jeder Einzelne uns wohlbekannt wie ein alter Freund erschien. Wir hatten da eine Balsampappel, eine Birke, eine Schwarzpappel, eine Silberpappel, eine Linde, letztere neben dem erwähnten Gartenhäuschen.

Die in der Ecke stehende Balsampappel war der höchste dieser Bäume, und schien uns bis zum Himmel zu ragen. Wir beneideten die größeren Knaben, welche an dem, von einem der oberen Nester herabhängenden Seile ganz hinaufzuklettern vermochten. Im Schatten dieser Baumreihe wurden für diejenigen Knaben, welche sich darum bewarben, kleine Gärtchen, etwa sechs Fuß lang und drei bis vier Fuß breit, an der hinteren Gartenmauer abgesteckt, welche, sobald das Frühjahr die Bearbeitung und Bepflanzung derselben gestattete, gar bald ein Bild von den Eigenschaften des Besitzers gaben. Da sah man ordentliche und unordentliche, regelmäßig abgetheilte, und wiederum ganz geniale, zu kleinen Parks gestaltete Beete. Der Eine suchte hübsche Blumen, ein Anderer junge Bäume zu

ziehen, während ein Dritter hauptsächlich an eßbaren Kräutern und Gewächsen seine Lust hatte. Unser meist sehr geringes Taschengeld wurde im Sommer größtentheils für Samen und Pflanzen ausgegeben, während im Frühling uns das Material für Umzäunung in Unkosten gesetzt hatte. Diese Zäune waren ebenso bezeichnend verschieden wie die Gärtchen selbst. Der Eine begnügte sich damit, vier Pfähle einzustecken, und die oberen Enden derselben mit einem Stricke zu verbinden. Ein Zweiter suchte schon eine Thür herzustellen, während ein Dritter sein Beet mit einem Planzenzaun fest einschließen wollte. Die Höherstrebenden brachten Geflechte von Bindfaden an, und einige der größeren Knaben fertigten sogar ganz zierliche Drathgitter, die mehr als einen Sommer vorhielten. Ich selbst zog gern junge Bäumchen, theils aus Samen, theils indem ich von Spaziergängen kleine Eichen oder Buchen mitbrachte, demnächst aber liebte ich besonders die Kresse, die es schnell verräth, und besäete damit einen Theil meines Beetes; — doch was hier verrathen wurde, war nicht sowohl der Name einer Geliebten, als der Appetit auf einen Kressensalat, der uns denn auch, wenn wir ein Gerichtchen beisammen hatten, durch die Güte der jungen Damen zum Nachtmahl für den Abend mit Essig, Del und Zucker zubereitet wurde. Diese Gärtchen gaben übri-

genß auch zu manchen Faustkämpfen Veranlassung, wenn ein Nachbar dem anderen aus Ungeſchicklichkeit oder Muthwillen die Umzäunung verdarb oder sonst Schaden anrichtete.

Die Beschreibung des Hauses würde unvollkommen sein, wenn ich nicht einer links von der Hausthür be-
legenen unterirdischen Höhle Erwähnung thäte, in welcher drei Hausknechte ihr Wesen trieben. Da dieselben hier täglich die Stiefel von funfzig Schülern und zehn Lehrern zu putzen hatten, und namentlich im Winter nicht oft die Fenster öffneten, so drang jedem, der da unten etwas zu bestellen hatte, aus der Thür ein Qualm entgegen, desgleichen mir in späteren Jahren kaum jemals vorgekommen ist, und der an die Eskimohütten erinnerte, wie sie in Nordpolerpeditionen beschrieben werden. Das Dienstpersonal der Anstalt wurde durch ein paar rüstige Stubenmädchen vervollständigt, die fast immer lustig und dienstwillig waren, und endlich waltete eine Frau Trutersheim als Reinigungscommissarin über die jüngsten Knaben, deren Köpfe sie mit größter Sorgfalt davor zu bewahren hatte, daß sich auf denselben nicht etwa eine Filialpension etablirte, denn einige der Schüler waren noch so klein, daß sie sich nicht selbst ordentlich zu waschen und zu kämmen vermochten. Der winzigste dieser Knaben wurde „der kleine Julius“ genannt.

Sein Vater hatte ihn nach der Mutter Tode der Anstalt anvertraut, wo er auch vortrefflich aufgehoben war. Als ich sein Mitschüler wurde, trug er noch die neutrale Kleidung, welche in der ersten Lebenszeit beiden Geschlechtern gemeinsam ist. Er mochte damals kaum vier Jahre alt sein, ist aber seitdem herangewachsen, und hat sich später als Besizer der Springer'schen Buchhandlung einen ehrenvollen Namen erworben.

Die Tagesordnung in der Anstalt war eine sehr regelmäßige. Punkt halb sechs Uhr wurde im Winter und Sommer aufgestanden. Das empfand ich besonders hart. Zu Hause hatte man langes Schlafen für gesund gehalten, und hier mußte ich nun unbarmherzig auf den ersten Ruf zum Bette hinaus, und zwar, da ich im Januar eingetreten war, gleich in das eiskalte Zimmer. Noch dazu war ich gerade dem unbarmherzigsten und mir widerwärtigsten unter den Lehrern, Herrn R—al als Schlafgenosse zugetheilt, von dem noch genugsam die Rede sein wird. Die Furcht vor diesem Manne, der bei dem geringsten Zögern gleich bereit war, einen armen Knaben gewaltsam aus den Federn zu reißen, oder gar mit Ohrseigen zu tractiren, brachte uns dann schnell genug auf die Beine. Nun gieng an die Toilette, wobei es mir unendlich zuwider war, daß wohlriechende Seife

zu brauchen nicht gestattet wurde; auch Zahnpulver war ein in der Anstalt unbekannter Artikel, wie denn die jetzt allgemein übliche Pflege der Zähne in Deutschland überhaupt noch nicht so alt ist, und vielleicht als eine aus England eingeführte gute Sitte betrachtet werden muß. Um sechs Uhr mußten Lehrer und Schüler zum Frühstück im „Eßsaal“ beisammen sein, wobei es fast niemals vorkam, daß einer zu spät erschienen wäre, oder, ausgenommen in Krankheitsfällen, ganz gefehlt hätte. Um halb sieben saß jeder Schüler an seinem Pulte. In den Parterrezimmern hatte von da an ununterbrochen einer der Lehrer bei den Größeren und einer bei den Kleineren die Aufsicht. Die letzteren waren hauptsächlich einem Herrn K—r, einem Theologen, anvertraut, der ihnen auch die Anfangsgründe des Lesens und Rechnens beibrachte, während der Schreibunterricht für Alle ohne Ausnahme von Herrn Gauer gegeben wurde. Die Unterrichtsstunden begannen erst um acht Uhr, bis wohin man noch Zeit hatte, sich vorzubereiten, und was etwa an schriftlichen Arbeiten im Rückstande war, nachzuholen. Die Lehrstunden dauerten Vormittags von acht bis zwölf, Nachmittags von drei bis fünf Uhr; doch war das nicht für Alle gleichmäßig, weil die Eintheilung der Schüler und die Anordnung des Lehrplans für jeden Einzelnen durchaus von der auf Schulen und Gym-

nasten üblichen Gewohnheit abwich. Bestimmte Classen gab es überhaupt nicht, sondern es sollte der gewiß vernünftige Grundsatz streng festgehalten werden, daß jeder Knabe in jedem Unterrichtsgegenstande immer mit denen zugleich unterrichtet wurde, die mit ihm gleich weit vorgeschritten waren. Dies bis ins Einzelste durchzuführen hatte die allergrößten Schwierigkeiten, wie jeder ermessen kann, der einmal mit der Ausarbeitung eines Schulplanes zu thun gehabt hat. Hier nun mußte aber nicht, wie in anderen Schulen, nur für jede Classe der Stundenzettel entworfen werden, sondern jeder der Knaben, mit Ausnahme der ersten Anfänger, hatte seinen eigenen Stundenplan, welcher zwar demjenigen ähnlich sein mochte, welcher für die ihm zunächst stehenden galt, vollkommen aber mit keinem andern übereinstimmte, sondern ganz besonders für die eigenthümlichen Fähigkeiten und Anlagen jedes Einzelnen entworfen war.

Die Hauptunterrichtsgegenstände, auf welche bei weitem das größte Gewicht gelegt wurde, waren Griechisch, Mathematik und Musik. Schon diese Dreieit erinnert unwillkürlich an Plato und das classische Alterthum, um so mehr als gleichzeitig auch die gymnastischen und eigentlichen Turnübungen die eingehendste Berücksichtigung fanden. Im Gegensatz zu der sonst überall befolgten Methode lernten die Knaben zuerst Griechisch, und be-

kamen lateinischen Unterricht viel später, wenn sie vom Griechischen bereits so viel gelernt hatten, wie etwa der Secundaner eines Gymnasiums. Auch die Anfangsgründe der Geometrie wurden schon den kleinsten Knaben beigebracht. Für beide Gegenstände besaß die Anstalt zwei Lehrer von der vorzüglichsten Befähigung. Der eine, Herr S . . . , verstand es in wahrhaft genialer Weise seine Schüler von Jugend auf mit hoher Begeisterung für das griechische Wesen zu erfüllen, und ihnen die Sprachformen als einen harmonischen Ausdruck des erhabenen Schönheits sinnes dieses Volkes zum Bewußtsein zu bringen. Seine höchst eigenthümliche Methode bestand im Wesentlichen darin, daß er uns, nachdem wir mit dem Alphabet und den Accenten einigermaßen bekannt gemacht waren, kurze Sätze dictirte, die wir spielend auswendig behielten, und in welchen die Substantive nur im Nominativ, die Zeitwörter in der dritten Person des Präsens im Singular vorkamen, wobei die gewöhnlichsten Partikeln und sonstige kleine Wörter mit angebracht waren, z. B. Der Vater spricht so. Die Mutter kommt hieher u. s. w. Nachdem wir auf diese Weise einigen Vocabelvorrath erhalten hatten, mußten wir solche Sätze aus dem Deutschen ins Griechische übertragen, was wir mit dem größten Eifer und Vergnügen thaten. Ein plötzlicher Abschnitt in dieser Sprachwissenschaft

trat in dem Augenblicke ein, als Herr S . . . eines Tages dictirte: der Zeus schickt die Iris. Die meisten Knaben übersetzten ganz schnell nach der gewohnten Art, indem sie Zeus und Iris gleichmäßig als Nominative behandelten. Nur einige wenige stutzten, und gaben sich dadurch sogleich als die Befähigteren zu erkennen, aus denen eine höhere Klasse gebildet werden mußte. Das führte nun zur Erlernung der Declination, die uns auf eine so logische und leicht faßliche Art beigebracht wurde, daß wir die Schwierigkeiten dabei leicht überwandten.

Darüber war der Sommer herangekommen, wo Herr S . . . seiner Gesundheit wegen sich auf einige Wochen nach Karlsbad begeben mußte. Die seiner Abreise vorangehende Woche benutzte er dazu, um uns mit dem Begriffe des Zeitworts, und den dadurch bedingten Veränderungen der Wortform bekannt zu machen. Vielen von uns, und namentlich mir selbst, war das so interessant und unterhaltend, daß mich sicherlich keine Theateraufführung, und keine Vorstellung eines Taschenspielers mehr ergötzt hätte, als die Stunde (sie steht noch heute nach sechsundfünfzig Jahren so deutlich vor mir als wäre es gestern gewesen), wo der Lehrer vor die große Schultafel trat, und mit Kreide das Wort $\epsilon\lambda\sigma\lambda\nu\chi\epsilon\iota\sigma\alpha\nu$ anmalte, welches er durch Querstriehe in sechs Abtheilungen theilte,

und uns erklärte, wie der Sinn und die Bedeutung des Wortes in dem Stamme *λυ*, lösen, zu suchen sei, und wie dieser Stamm mit organischer Nothwendigkeit alle diese Aeste, Zweige und Blätter getrieben, um damit anzuzeigen, daß von der vergangenen Zeit einer vollendeten Handlung für mehrere dritte Personen, welche sich thätig bewiesen, die Rede sei, und daß dies Wort bedeute: „Sie hatten gelöst!“ Weniger Stunden nur bedurfte es, um die Befähigteren soweit zu bringen, daß der Lehrer bei seiner Abreise uns ein Schema der Conjugation übergeben konnte, welches wir bis zu seiner Rückkehr ausfüllen und lernen sollten. Denjenigen, die das zur Zufriedenheit geleistet haben würden, verhiess er, mit ihnen sofort den Homer zu lesen.

Dies Versprechen entzündete einen brennenden Ehrgeiz unter den Knaben; nicht nur setzte jeder Alles daran, um zu den Bevorzugten zu gehören, sondern es mischte sich auch die Eifersucht und das Bestreben ein, etwas vor denen voraus zu haben, denen die Aufgabe nicht gelingen würde.

Daß der Homer, und die Aussicht, seine Gesänge in der Ursprache zu lesen, uns so gewaltig bewegte, war leicht erklärlich. Am vergangenen Weihnachten hatten viele der Knaben die Flarman'schen Umrisse, einige die Odyssee, andere die Ilias erhalten, und

das stets wiederholte Anschauen dieser unübertrefflichen Bilder, noch mehr aber die Erläuterungen, welche wir darüber in den Freistunden von den Lehrern, und zum Theil von „den Großen“ erhielten, hatten uns mit den trojanischen Helden und deren Kämpfen nicht minder vertraut gemacht, als mit dem vielbuldenben Ulysses und dessen an Abenteuern reichen Rückfahrt nach Ithaka. Dazu kam noch der Einfluß eines anderen, äußerst glücklich gewählten Weihnachtsgeschenktes. Unter Beihülfe des geschickten Anstaltsbuchbinders, und des noch geschickteren Tischlers Franke, der auch in der Gartenwerkstätte Unterricht erteilte, hatten diejenigen unter den großen Schülern, welche Zeichentalent besaßen, vor allem Wredow und Emil Cauer, für acht oder zehn der kleineren Knaben griechische Rüstungen, künstlerisch genau nach den Klarman'schen Vorbildern gefertigt. Jeder erhielt Brustharnisch, Helm und Schild; außerdem ein hölzernes Schlachtschwert und eine Lanze. Die Verzierungen stimmten bis ins Kleinste mit den Ausschmückungen der Waffen bei Klarman überein, und jede dieser Rüstungen unterschied sich von der anderen sowohl durch die Form der Waffenstücke, und durch die auf Schild und Helm angebrachten Embleme, als besonders durch die Farbenzusammenstellung. Da gab es roth und golden, schwarz und silbern, blau und golden u. s. w. verzierte.

Gar bald hatten die Knaben unter sich die Rollen der homerischen Helden vertheilt. Achill war M. M., ein Jahr jünger als ich; noch heut mein lieber Freund und in schriftlichem Verkehr mit mir, obgleich wir einander seit fast vierzig Jahren nicht mehr gesehen haben. Zwei Brüder, Adolf und Emil mit Vornamen, stellten den großen und kleinen Ajax dar. Diomed war der jüngste Sohn der erwähnten Frau G. = Secretair M. u. s. w. Sehr bald wünschte ich aufs dringendste, in diese Spiele mit einzutreten, und bat meinen Vater, mir eine ähnliche Rüstung machen zu lassen. Das geschah denn auch; allein, da die Arbeit einem gewöhnlichen Buchbinder übertragen wurde, so fiel dieselbe sehr nüchtern und prosaisch aus, und ich zog es vor, meine Rolle als Odysseus (diese war mir zugefallen) lieber in meinen gewöhnlichen Kleidern zu spielen, als daß ich mich der modernen Panzerstücke bedient hätte, die gar zu sehr an preussische Landwehr-cavallerie erinnerten.

Diese griechischen Heldenrollen der Knaben kamen in der verschiedensten Art zur Geltung; theils kämpften wir, theils bildeten wir uns ein, wir wären zu Schiffe, während wir im Garten umherliefen, ganz besonders aber ergözte uns, zumal während der Winterabende, das harmlose Vergnügen, uns an dem Pulte eines der Helden zu versammeln, die Flarmänschen Hefte

Blatt für Blatt umzuschlagen, und dann, wenn unser besonderer Held abgebildet war, voll Freude zu rufen: „Hier bin ich!“ Bei diesem Spiele war ich sehr im Vortheil, weil Ulysses in der Odyssee fast auf jedem Blatte vorkommt.

Während wir durch diese Spiele und durch die Beschäftigung mit dem griechischen Zeitwort uns fortwährend in classisch-hellenischen Gedankenkreisen bewegten, war die Curzeit unseres Lehrers verflossen, und der ersehnte Zeitpunkt nahte heran, wo wir in die homerischen Gesänge eingeführt werden sollten. Ehe das dazu kam, erfreute uns Herr S . . . durch sehr hübsche kleine Geschenke, die er aus dem böhmischen Bade mitgebracht hatte. Noch sind mir lebhaft die ausgeschlagenen Kupferblätter erinnerlich, die er unter uns vertheilte, und deren jedem eine Figur aus einem Bauernhochzeitszuge aufgeklebt war. Als ich nach vielen, vielen Jahren in Karlsbad einem alten Manne ähnliche Blätter abkaufte, machte ich die Bemerkung, daß die Kunst seit 1820 bedenklich zurückgeschritten sein mußte, wosern nicht die Phantasie auf jene damals erhaltenen Bilder ein verklärendes Licht aus der Jugendzeit geworfen hatte.

Im Herbst 1820 sammelte der Lehrer dann sieben oder acht von uns um sich, und begann das erste Buch der Odyssee zu erklären. Herr S . . . verstand

es von Anfang an, uns seinen Unterricht so lieb zu machen, daß wir die Zeit von einer Stunde bis zur andern kaum erwarten konnten. Die unvergleichliche Einleitung des Gedichtes, welche gewissermaßen aus der Vogelperspective eine Uebersicht über die Leiden des vieluldenden Ulysses gewährt, und durch die Gespräche in der Götterversammlung das tragische Ende Agamemnon's, und den ebenso tragischen Heldenmuth des jungen Orestes vergegenwärtigt, erfüllte uns mit brennendem Verlangen, recht viel von diesen Dingen zu erfahren, und voll Ungeduld eilten wir von einem Verse zu dem andern. Dabei wurden unterweges die Regeln der Grammatik eingeschärft, und befestigten sich durch Wiederholung unter verschiedener Form gar bald in unserem Gedächtniß. Voll Entzücken begleiteten wir den edlen Telemach auf seiner Fahrt zu Nestor und Menelaus, und die großartige Lehrerbegabung unseres Sprachmeisters bewirkte, daß die Gründlichkeit unter der Schnelligkeit des Lernens nicht litt; — wir machten überraschend schnelle Fortschritte.

Ich war, um dies schon hier zu erwähnen, noch nicht elf Jahr alt, als wir, außer einer guten Zahl homerischer Gesänge, auch bereits mehrere Bücher des Herodot, und die platonischen Gespräche Kriton und die Apologie des Sokrates gelesen, und vollkommen verstanden hatten. Die letztgenannte Schrift fanden

wir so entzückend, daß mein junger Freund M . . . und ich die Apologie bald ganz und gar auswendig herfagen konnten, und uns in den Freistunden damit unterhielten, dieselbe dramatisch aufzuführen, indem wir die Rollen des Sokrates und der Ankläger unter uns vertheilten. Noch heut lese ich diese letzte Rede des großen Weltweisen recht oft mit der größten Freude, namentlich auch die treffliche Uebersetzung derselben, die sich in den Werken des Wandtsbeckers Voten findet.

In fast ebenso genialer Weise wie der griechische Unterricht, wurde den Anfängern der erste Unterricht in der Mathematik ertheilt, doch kann ich leider nicht sagen, daß wir den Mathematiklehrer ebenso geliebt hätten, wie unsern Herrn S . . . — Zener, ein überaus häßlicher verwachsener Mann, Namens S . . . dorf, besaß eine auffallende Aehnlichkeit mit Judas Ischariot, wie ihn das Abendmahl von Leonardo da Vinci darstellt. Er hatte Medicin studirt, wesshalb auch jeder Knabe, der sich unwohl fühlte, zuerst ihm vorgestellt wurde, damit er Puls und Zunge untersuche. Sein eigentliches Amt aber bestand darin, die jungen Knaben in den Anfangsgründen der Geometrie und der Algebra zu unterrichten, während die schon weiter fortgeschrittenen „Großen“ bei dem, jetzt längst verstorbenen, durch seine Schriften unter den Fachgenossen hoch-

geachteten Mathematiker Emanuel Magnus Stunde hatten, der aber nicht zu dem eigentlichen Lehrerpersonal der Anstalt gehörte, auch nicht im Hause wohnte, wohl aber fast täglich mit uns speiste.

Der geometrische Unterricht des Herrn H . . . dort begann damit, daß in den ersten Stunden die Erklärungen von Punkt, Linie, Fläche und Körper und deren Begrenzungen zur Sprache kamen, und so oft und so lange mit uns durchgenommen wurden, bis wir Alles wohl gefaßt hatten. Dann theilte der Lehrer uns die Euklidischen Forderungen, und die sogenannten Grundsätze mit, die uns mehr als selbstverständlich schienen, und mit dieser Ausrüstung versehen, wurden wir auf das offene Meer der Wissenschaft entlassen, um, allerdings unter Aufsicht des Lehrers, mit eigener Kraft weiter zu steuern. Er theilte uns nämlich nur die Lehrsätze und Aufgaben, eine nach der anderen mit, um die Beweise und Auflösungen ohne weitere Nachhülfe selbst zu suchen. War einer der Knaben mit einem Satze zustande gekommen, so mußte er denselben ordentlich und sauber in das dazu bestimmte Heft eintragen, und er erhielt dann die nächste Aufgabe. Da nun natürlich die Fähigeren rascher vorwärts schritten als die minder Begabten, und unter diesen wieder, je nach ihrem Fleiß und Anlagen, ebenfalls der Eine dem Anderen

es zuvorthat, so waren nach einiger Zeit kaum zwei der Knaben mit derselben Aufgabe beschäftigt. Daß man hierbei einander geholfen, oder dem Hintermanne die Auflösung eines Satzes verrathen hätte, daran war gar nicht zu denken. Der Ehrgeiz und der gegenseitige Wettstreit war viel zu groß. Ich gehörte zu den bessern Mathematikschülern; doch hatte ich zuweilen mit ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, und erinnere mich noch genau, daß ich fast acht Wochen lang bei der einfachen Aufgabe, ein Perpendikel auf einer Ebene zu errichten, stehen blieb, weil ich mich bei der Beweisführung in eine Reihe von Zirkelschlüssen verfangen hatte, aus der ich keinen Ausweg zu finden vermochte. Auf Hülfe des Lehrers war dabei nicht zu hoffen. Von dieser unumstößlichen Regel wurde allein zu Ehren des pythagoräischen Lehrsatzes in sofern eine Ausnahme gemacht, daß man uns die bekannten beiden Hülfslinien zog, weil man doch nicht verlangen konnte, daß wir so scharfsinnig sein sollten, wie Pythagoras.

Mit dem Rechnen und der Algebra wurde in ganz ähnlicher Weise verfahren. Nachdem uns das Multipliciren und Dividiren in logischer Weise begreiflich gemacht worden, und wir auch im Kopfrechnen tüchtig geübt waren, ging der Lehrer von leichteren zu schwereren Aufgaben über, und jeder Einzelne rückte

dann nach seinen Kräften weiter vor, und suchte seine Mitschüler zu überflügeln. Daß ich von selbst auf den Gebrauch der Buchstabenrechnung verfiel, und ohne Anleitung meine unbekanntenen Größen a und b nannte, zog mir, wie ich wohl merkte, die einigermaßen bewundernde Anerkennung des Lehrers zu, mit dem ich übrigens sonst schlecht genug stand, weil ich ihn, so viel ich konnte, wegen seines abschreckenden Aussehens lächerlich machte. Gelobt hat er mich nur einmal sehr, als ich die Momente, wo die Zeiger der Uhr über einander stehen, in kurzer Weise bestimmte. Oft auch sagte er: „Der Junge rechnet immer erst dreimal falsch, und das vierte Mal richtig, und ist doch früher fertig als die Anderen.“

Es war bei diesen mathematischen Studien, ebenso wie bei dem Griechischen, ein in der That ästhetisches Wohlgefallen, welches die einzelnen Sätze, wie sie auf einander folgten, in mir erregten, und ich fühlte sehr wohl, weshalb man gewisse Beweisarten und Formeln als elegant bezeichnet.

Diese Richtung auf schöne Form und schöne Erscheinung war bei mir von Jugend auf überall vorherrschend, und hat bis in mein Alter stets das Interesse für das Materielle überwogen. Da scheint es denn natürlich, daß ich durch den Musik- und Zeichenunterricht die vollste Befriedigung hätte erlangen

müssen; allein hier traten allerlei störende Einflüsse dazwischen.

Musik war, wie ich bereits andeutete, neben dem Griechischen und der Mathematik derjenige Bildungsgegenstand, auf welchen in der Anstalt das größte Gewicht gelegt wurde. Herr R—ak, der Lehrer für dieses Fach, konnte in der That Anspruch darauf machen, ein tüchtiger Musiker genannt zu werden, doch gehörte er zu denen, welche mehr durch die wissenschaftliche als durch die künstlerische Seite der edlen Musika angezogen werden. Im siebzehnten oder achtzehnten Jahrhundert hätte er einen vorzüglichen Cantor abgegeben. Eine Kirchenmusik zu leiten, ein Orchester zusammenzuhalten, sich bei Sängern und Musikern in Respect zu setzen, verstand er meisterlich; — aber weiche Empfindung kannte er nicht, und bei seiner strengen, gründlichen Bildung waren die Grazien ausgeblieben.

Herrn R—aks Aeußeres durfte durchaus nicht für einnehmend gelten. Seine große, starke, gedrungene Gestalt nahm sich stattlich genug aus, aber sein an sich schon unschönes Gesicht war durch eine eingedrückte Nase entstellt, der das mittlere Nasenbein ganz zu fehlen schien, so daß sie bald nach ihrem Hervortreten aus der Stirn sich unterhalb der Augen verlor, und dann wieder in Form eines dicken Knopfes

über dem Munde hervortrat. Es wurde uns gesagt, daß ihm als Kind einst ein Baumast ins Gesicht gefallen sei, und die Nase eingedrückt habe; doch hielten wir das für eine Fabel.

Alle „Jungen“ (so wurden wir ausschließlich genannt), die irgend welche musikalische Anlagen zeigten, wurden zur Bildung eines vierstimmigen Chors vereinigt, welcher unter Hinzurechnung einiger Lehrer wohl vierzig Stimmen stark sein mochte, und an zwei Abenden wöchentlich tüchtig eingeübt wurde. Außerdem erhielten diejenigen Schüler, deren Eltern es wünschten, Unterricht auf dem Klavier. Zu dem Ende besaß die Anstalt wohl zwanzig von jenen Klavieren, wie sie bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts ausschließlich in Gebrauch waren, und von denen die besten, die Silbermannschen, noch heute ihren Nachruhm behalten haben, nachdem die Instrumente selbst bis auf einige Invaliden sämmtlich aus der Welt verschwunden sind, oder sich noch irgendwo in der Cantorwohnung eines entlegenen Dorfes finden. Die Construction dieser Klaviere war die einfachste. Durch den Anschlag der Taste setzte sich ein Messingstift in Bewegung, um gegen die ausgespannten Saiten von unten anzuschlagen. Eine Dämpfung gab es nicht bei allen; das war schon eine Neuerung. Der Ton hatte etwas sehr Dünnes und Klimperndes, doch

konnte man durch guten Anschlag viel zur Verschönerung desselben thun, und grade aus diesem Grunde wurde es für vortheilhaft gehalten, die Anfänger auf solchen einfachen Instrumenten zu unterrichten, auf welchen einst Bach und Händel ihre Meisterwerke vorgetragen.

Diese Klaviere waren in den einzelnen Zimmern vertheilt; acht derselben befanden sich neben dem Flügelinstrument in dem großen Musiksaal. Es wurde nämlich der Klavierunterricht von Herrn R—af nach der damals ganz neuen Logierschen Methode ertheilt, wo viele Schüler zugleich spielten und lernten. Die einzeln stehenden Klaviere dienten zum Einüben, und die erwähnten Schwierigkeiten bei Entwerfung des Stundenplanes wurden bedeutend dadurch noch erhöht, daß jeder Knabe Zeit haben mußte, auf einem Klavier in einem Zimmer zu üben, wo gerade kein Unterricht ertheilt wurde.

Für mich waren die Klavierstunden die schwersten Stunden meines Lebens; theils besaß ich nur mäßiges Talent, und noch mäßigeren Fleiß zum Ueben, theils aber war Herr R—af wirklich ein roher Mensch, welcher uns, und namentlich mir selbst die Liebe zur Musik einzuprügeln wünschte, wie denn selten eine Stunde verging, während der er mich nicht geohrfeigt oder förmlich durchgeprügelt hätte. Unter tausend

Thränen bat ich meine Eltern, so oft ich sie sah, mich von den unglückseligen Klavierstunden zu befreien, aber umsonst, — mein Vater duldete überhaupt keine Klagen über die Lehrer, und er selbst hatte in seiner Jugend die Annehmlichkeiten kennen gelernt, welche musikalisches Talent in der Gesellschaft gewährt, weshalb es ihm gar nicht in den Sinn kam, meine Klavierstunden aufhören zu lassen. Alle Klagen und Bitten trugen mir nur strenge Verweise ein, und ich mußte zu meinem Peiniger zurück. Noch heute, nachdem ich seit länger als fünfzig Jahren Herrn R—als Zucht entrückt bin, kann ich nicht ohne Empörung an diesen musikalischen Tyrannen denken, und ich darf in Wahrheit versichern, daß unter allen Menschen er allein es gewesen ist, der mich das Gefühl eines förmlichen erbitterten Hasses kennen gelehrt hat, welches sonst meinem Herzen und meiner Gemüthsart ganz fremd ist. Lange Zeit, bis in mein reiferes Alter, verfolgten mich des Nachts ängstliche Träume von Herrn R—al, und ich muß gestehen, daß ich mich wirklich freute, als ich hörte, er sei gestorben, und könne nun keinem Jungen mehr mittelst seiner Ohrfeigen einen Zahn ausschlagen, was ihm in der That einmal passirte. Nun will ich aber hiermit aufhören, ihm meinen Haß nachzutragen, und wenn er als taktfester Musiker in die Capelle der himm-

lischen Heerschaaren aufgenommen sein sollte, so möge es ihm in dieser Stellung bis in alle Ewigkeit wohl-
ergehen. Zu seinem Lobe muß ich aber sagen, daß er bei den Singübungen zwar ebenfalls barsch und strenge genug war, und auf eine Ohrfeige nicht warten ließ, sobald ein Knabe die Pausen nicht zählte, und zu frühe einsetzte, daß er aber durch sein ungewöhnliches Verständniß der Musik, und durch die treffliche Auswahl der Stücke, uns von Jugend auf daran gewöhnte, nur an wirklich classischen Werken Gefallen zu finden.

Der Kreis der Componisten, mit denen wir bekannt wurden, war so klein, daß man ihn eigentlich gar keinen Kreis nennen konnte, denn außer Bach, Händel und Gluck wurde Niemand für ganz voll angesehen, und nur in sehr seltenen Fällen kam etwas von einem anderen alten Meister an die Reihe. Mozart galt schon für modern, also gewissermaßen für frivol; Beethoven eignete sich nicht für Kinder, und von Weber durfte erst gar nicht die Rede sein. Zuweilen wurde wohl ein Chor aus der Schöpfung gesungen, aber auch nicht sehr oft.

Der Gesangsunterricht erhielt eine festumschriebene Form dadurch, daß jährlich wenigstens zwei Mal ein händel'sches Oratorium mit voller Orchesterbegleitung in der Anstalt öffentlich aufgeführt wurde. Da man

nun Zeit genug hatte, sich auf diese großen Tage gründlich vorzubereiten, so ging in der Regel alles vortrefflich. Unter den Zuhörern fand sich gewöhnlich der alte Zelter ein, der auch wohl seinen berühmten Schüler Felix Mendelssohn mitbrachte. Dieser nahm dann eine Geige, und spielte im Orchester mit. Den Contrabaß führte der brave Esold, dieser Grundpfeiler der königlichen Theatercapelle, die er mehr als einmal vor dem Umwerfen bewahrt, und im Schwanken gestützt hat. Auch der damals berühmte Trompeter Krause spielte mit, und ließ die langen Töne im Hallelujah und Amen des Messias mit unübertrefflicher Klarheit und Zartheit über unsern Häuptern schweben. Alt und Discant waren von uns Knaben besetzt; auch die Schwestern der Lehrer nahmen Theil; im Tenor und Baß fanden verschiedene der älteren Mitschüler Platz, die Lehrer und einige Gäste verhalfen diesen Stimmen zu der nothwendigen Stärke. Für die Soloparthien war trefflich gesorgt. Beide Schwestern des Herrn S . . . hatten schöne Stimmen, und wir freuten uns jedes Mal, wenn Bella die Altfoli sang. Für den Tenor ließ sich der berühmte Maler Eduard Magnus bereit finden, dessen Brüder unsere Mitschüler waren, und der durch sein sanftes gebildetes Organ jedermann entzückte. Im Baß leistete Herr R—al selbst die Hauptsache, und trotz seiner in

Folge jener unglücklichen Nasenformation etwas gequetschten Stimme, mußte er durch das große Verständniß, mit dem er sang, eine gute Wirkung zu erzielen. Im Ganzen waren die Aufführungen vorzüglich; die größten Kunstkenner Berlins machten sich ein Vergnügen und eine Ehre daraus, eingeladen zu werden; auch fehlte nie die Madame Levy, schon damals hochbejahrt, welche einst für die vortrefflichste Bachspielerin gegolten, und sich in ihrer Jugend vor Haydn und Mozart auf einem jener alterthümlichen Klaviere hatte hören lassen, deren wir uns bedienten.

Es kamen fast ausschließlich händelsche Oratorien zur Aufführung: Samson, Judas Makkabäus, der Messias, Saul und Josua waren die beliebtesten; seltener das mit Unrecht weniger bekannte Allegro penseroso und moderato nach Miltons Gedicht, in welchem besonders die heiteren und idyllischen Stücke unsere Lust waren. Wir Jüngeren freuten uns an solchen Abenden hauptsächlich auf die kriegerischen Chöre mit frischem Rhythmus, während gewisse andere uns entschieden zuwider waren, z. B. der zweite Chor im Messias „Er wird sie heiligen“.

Die Singstimmen der Chöre mußten wir uns selbst abschreiben, was eine Quelle großer Bedrängniß für mich war. Hätte man uns liniirtes Notenpapier gegeben, so wäre es noch angegangen; allein wir sollten

mit sogenannten Rostralen, fünfstheiligen Blechfedern, die sich fortwährend verbogen, die Linien selber ziehen, was viele Tintenklerer, schiefe Striche und andere Unfälle veranlaßte, welche Herrn R—af nicht unwillkommene Gelegenheit zum Prügeln gaben. Außerdem war ich zwar nicht gerade faul, aber doch im höchsten Grade, was man verspielt nennt, und vertrödelte die Zeit mit unnützen Dingen, so daß ich oft im letzten Augenblick übereilt das Versäumte nachholen mußte. Ich wurde dann entweder nicht fertig, oder schrieb so flüchtig und schlecht, daß ich stets von neuem dem verhaßten Lehrer in die Hände fiel.

Durch die häufige Wiederholung derselben Musikstücke prägten sich uns dieselben so fest ein, daß wir die erwähnten Oratorien alle von vorn bis zu Ende auswendig wußten, wie ich denn noch heute fast jeden Tact derselben im Gedächtniß habe.

Am 24. Februar, zu Händels Geburtstag (wir sagten nie anders als Herr Händel), fand jedes Mal die Hauptaufführung statt. Geburtstage wurden außerdem in der Anstalt noch mehrere festlich begangen. Das geschah nicht nur am 3. August, dem allgemeinen Freudentage der Berliner, welche bis 1840 noch in viel herzlicherer Weise, als es jetzt geschieht, den Geburtstag ihres Königs feierten, sondern auch am 12. Januar, zu Pestalozzis Geburtstag, und am 19. Mai,

an welchem Tage Sichte das Licht der Welt erblickte. Endlich war noch Platos Geburtstag, im Juni, ein solcher Festtag. Die Lehrstunden gingen dabei zwar ihren gewöhnlichen Gang, aber zu Mittag wurde ein besonderer Festbraten aufgetragen, und jeder von uns erhielt ein Glas Wein, auch wohl ein Stück Kuchen. Schon des Morgens um sechs Uhr wurde ein solcher Feiertag durch die Buttersemmeln, welche wir zum ersten Frühstück erhielten, festlich eingeläutet.

Unsere Mahlzeiten waren übrigens auch an den gewöhnlichen Tagen sehr gut und reichlich, da jeden Mittag ein fast vierzig Pfund schweres Stück Rindfleisch gekocht wurde, was nicht nur eine vortreffliche Brühe gab, sondern auch ein so gutes und saftiges Fleischgericht, wie ich sonst selten genossen. Nur die Gemüse machten mir vielen Kummer. Ich wurde gezwungen, Mohrrüben, Spinat und Grünkohl zu essen, und bekam Strafen und Prügel, wenn ich mich weigerte, diese mir widerwärtigen Dinge hinunter zu würgen, die ich übrigens heute, fünfzig Jahre später, noch ebenso sehr verabscheue, wie in meinen Kinderzeiten. Abends erhielten wir Suppe und Brot, mit nicht immer untadliger Butter bestrichen. Den Größeren ward dazu etwas kaltes Fleisch gestattet. Zuweilen bestand das Abendbrot zu unserer größten Freude aus Kartoffeln in den Schalen und Haringen.

Früh zehn Uhr und Nachmittags fünf Uhr gab es Butterbrod, im Sommer zwei Mal in der Woche frisches Obst, welches dann in großen Körben in den Garten getragen, und jedem Knaben auf einem Strohtellerchen zugetheilt wurde. Die Sonntagskost unterschied sich von der alltäglichen dadurch, daß zu Mittag ein großer Braten mit Apfelmus erschien.

Die Prügel, deren ich oft gedacht, waren ein zwar häufiges Zuchtmittel (und einigen Lehrern, z. B. Herrn H—dorf, schien das Prügeln förmlich Vergnügen zu machen), doch gab es noch andere Strafarten, welche eigentlich die Regel bildeten. In der ersten Zeit fanden sich einige Täfelchen vor (man führte ihren Ursprung auf jenen Herrn L. zurück), welche sehr saubere Bilder eines Schweines und eines Esels zeigten, zur Auszeichnung für unreinliche und faule Knaben um den Hals zu tragen; doch erinnere ich mich kaum, daß dieselben zur Anwendung gekommen wären. Desto häufiger war die Strafe des Ringumhängens. Anfangs gab es eine Anzahl von solchen Holzringen, wie man sie beim Reifenspielen benutzt; diese wurden dem Verbrecher als ein Zeichen der Ausschlossenheit aus der menschlichen Gesellschaft umgehängt, oft nur während einiger Stunden, oft auch mehrere Tage lang.

Wer einen solchen Ring um hatte, durfte mit

seinem Mitschüler reden; that er es dennoch, so wurde er, und auch der Angeredete, der sich mit ihm in ein Gespräch eingelassen, noch besonders bestraft. Der Lehrer, der den Ring umgehängt hatte (und das geschah wegen der geringsten Kleinigkeit), hatte allein das Recht, ihn wieder abzunehmen. Als schwerstes Verbrechen galt die Lüge. Wer absichtlich frech gelogen hatte, bekam auf fünf Tage einen schwarzen Ring um, und mußte an abgeändertem Platz bei Tische sitzen. Das alles war nicht dazu angethan, ein feines Ehrgefühl bei den Knaben zu entwickeln, und hier liegt einer von den großen Fehlern, die in der Anstalt begangen wurden. Kam eines von den Eltern der Kinder, oder auch ein Fremder zum Besuch, während wir im Garten waren, so mußte ihm sogleich der Halschmuck auffallen, den allezeit Einer oder der Andere trug; das veranlaßte Nachfragen, Beschämung, und zuletzt Abstumpfung gegen die Schande. Mußten diese Ringe doch sogar bei Spaziergängen umbehalten werden! Allein zum Glück waren die ursprünglichen festen Reifen bald abgenutzt oder verloren, und wurde seitdem ein zusammengeknüpfter Bindfaden symbolisch getragen, der sich unter den Rock knöpfen, und vor fremden Augen verbergen ließ.

Die erwähnten Spaziergänge fanden täglich, bei

jedem Wetter, bei Hitze und Kälte, im Winter von zwölf bis halb zwei Mittags, und im Sommer von sechs bis acht Uhr Abends statt. Nur wenn es wolkenbruchartig regnete, blieb man zu Hause, und in dem kalten Winter von 1823, wo das Thermometer einmal zu Mittag noch 23 Grad unter Null zeigte, ließ man die Kleinsten zurück. Immer waren wir von einem, manchmal von zwei Lehrern begleitet, die uns aber sehr selten zu dem Lieblingstummelplatz der Berliner, dem Thiergarten führten, sondern zu anderen Thoren hinaus, wo man damals fast überall noch in sehr unerquickliche sandige Wüsteneien gerieth; doch fand sich im Sommer bald vor jedem Thore ein weiter Platz, wo man Ball spielen konnte. Dasselbst wurde dann in der Regel Halt gemacht, die ganze Gesellschaft theilte sich in zwei Parteien, und ein sehr hübsches, halb gymnastisches Spiel mit Ballwerfen, Laufen und Fangen wurde begonnen. Mein Erzfeind K—af, der ungewöhnliche Körperkräfte besaß, ließ auch diese Gelegenheit nicht unbenuzt, um mich mehr als einmal mit einem kleinen harten Ball so zu treffen, daß ich es noch lange nachher fühlte.

Im Winter trat das Schlittschuhlaufen an die Stelle des Ballspiels, und bald hatten wir, nach den sonst wenig besuchten Richtungen hin, die wir einschlugen, verschiedene Teiche und überschwemmte Wiesen

entdeckt, deren spiegelglatte Eisflächen bisher von keinem Eijen gefurcht waren. Namentlich gewährte vor dem Königsthore ein kleines Gewässer, mit dem prosaischen Namen Saupfuhl, eine so herrliche, vollkommen durchsichtige bräunliche Bahn, daß man, darüber hinweggleitend, Fische, Wasserpflanzen und Käfer weit deutlicher und schärfer wahrnehmen konnte, als es sonst im Wasser der Fall ist.

Im Sommer wurde der größte Theil der Knaben fast täglich an das schlesische Thor zu der sogenannten Pfuelschen Schwimmanstalt geführt; das war ein so weiter Weg, daß mit Hinzurechnung der gesunden Bewegung des Badens dadurch der Spaziergang ersetzt wurde. Ich habe ein paar Sommer hinter einander Unterricht im Schwimmen erhalten, diese edle Kunst aber niemals erlernt, weil ich nicht dahin gebracht werden konnte, langsame, regelmäßige Bewegungen mit Armen und Beinen zu machen. Als es eines Tages gar nicht gehen wollte, sagte mein Schwimmlehrer, der Unterofficier Krug, zu mir: „Du wirst wohl 1840 schwimmen lernen!“ Das sollte so viel heißen, wie zu einer Zeit, die eigentlich niemals eintreten wird. Jetzt sind wir achtunddreißig Jahre über 1840 hinaus, — aber schwimmen habe ich doch nicht gelernt.

Bei Gelegenheit des Schwimmunterrichts konnte

man übrigens den ganzen Umfang des Prügelunfugs übersehen, der bei Gauerß getrieben wurde; die Rücken von mehr als einem Knaben waren oftmals so braun und blau geschlagen, daß der begleitende Lehrer sich selbst schämte, und die armen Schlachtopfer ihre Schwimmmäntel, bis zu dem Augenblick, wo sie ins Wasser sprangen, nicht abnehmen ließ.

An zwei Abenden in der Woche fanden große Turnübungen unter Leitung des Dr. Eiselen statt, eines der Adjutanten des alten Vater Jahn. In jene Zeit waren alle öffentlichen Turnübungen bekanntlich von Staatswegen aufs strengste verpönt, weil die dummen Reactionäre à la Kampf und Conforten dergleichen für staatsgefährlich erklärten. Ob die Anstalt eine besondere Erlaubniß erhalten hatte, im Garten dennoch turnen zu lassen, ist mir nicht bekannt. Den größeren Knaben ertheilte Herr Eiselen auch Fechstunden, an denen ich nicht theilnahm, desto eifriger aber mitturnte, auch bei den Übungen, die mehr Gewandtheit als Körperkräfte erforderten, nicht ungeschickt war. Am Reck und Barren, auf dem Schwebebalken und dem Sprungseile wurden alle möglichen Kunststücke geübt, auch mit Gerstangen geworfen, wobei für einen kräftigen jungen Engländer Namens Knight, eine besonders starke, eichne, mit Eisen beschlagene Stange angeschafft werden

mußte, weil die gewöhnlichen ihm viel zu leicht waren.

Um nun von diesen verschiedenen Erholungen zu den eigentlichen Unterrichtsstunden zurückzukehren, so wurde neben der Musik auch das Zeichnen mit großem Eifer betrieben. Bald nach meinem Eintritt in die Anstalt mußte, um ein geräumiges Lokal für die Schüler dieser Kunst zu beschaffen, ein Saal in dem Nebenhause gemiethet werden, welches man von unserem Garten aus zugänglich machte, indem eine Mauer durchbrochen ward. Der neue helle Zeichensaal war ringsum oben an den Wänden mit einem laufenden Gestell umgeben, auf welchem Abgüsse der besten antiken Bildwerke sich befanden. Hier sah man, theils in Originalgröße, theils in verkleinertem Maßstabe den Apoll von Belvedere, den borghesischen Feciter, den Hercules, und viele andere Meisterwerke. Auch an architektonischen Verzierungen zum Nachzeichnen fehlte es nicht, wie denn überhaupt bei Beschaffung der Lehrmittel nicht gespart wurde. Ein vollständiges menschliches Scelett stand in der einen Ecke, und wir überwandten bald das Grauen vor diesem Anblick, wenn wir einzelne Knochentheile nachzeichnen mußten. Ein großes Repositorium enthielt achtundvierzig Schiebfächer, von denen jeder Knabe eins für Papier, Kreide, Bleistifte und Gummi erhielt. Reißbretter waren in

großer Zahl vorhanden. Eine Menge kleiner Tische standen für uns bereit, jeder hatte einen solchen für sich allein, und vor demselben ein verschiebbares Gestell für die nachzubildenden Gegenstände. Der Unterricht erfolgte in der von Peter Schmidt angegebenen Art (Anleitung zur Zeichenkunst, Stettin 1809) durchweg nach der Natur. Von dem Würfel, der zuerst in den verschiedensten Stellungen perspectivisch nachgebildet werden mußte, ging man zu andern geradlinig begrenzten Körpern über; später kamen Kugel, Kegel und Walze, getrocknete Blätter, auch Muscheln, und hierauf Gipsvorlagen, zuerst in Umrissen, dann schattirt. Den Geübteren wurde auch zuweilen gestattet, etwas aus Flarmans Umrissen, oder dem Dürerschen Gebetbuche abzuzeichnen, für welches ich vom ersten Augenblicke an dieselbe begeisterte Bewunderung empfand, welches dieses geniale Kunstwerk mir noch heute einflößt. Damals konnte ich freilich auf vieles Bitten nur durchsetzen, daß ich die Cranachschen Nachträge zu demselben geschenkt erhielt, jetzt aber ist es mir gelungen, die erste seltenste Ausgabe in wohl erhaltenem Exemplare zu erwerben. Nicht minder als diese Dürerschen Zeichnungen entzückten mich die Wolpatoschen Kupferstiche nach Raphaels vaticanischen Wandgemälden, die in kostbaren alten Abdrücken, eingerahmt, an der langen Wand des Musiksaales auf-

gehängt waren. Durch tägliches Anschauen prägten wir uns jede einzelne Gestalt auf denselben ein, so daß sie uns wie persönliche Bekannte erschienen. Eines Tages zeigte uns Herr Gauer diese Blätter in prachtvoll colorirten Exemplaren, die Heiligenscheine u. s. w. mit echter Goldfarbe aufgetragen, — man konnte nichts Herrlicheres sehen!

Alles, was ich selbst während dieser Zeichenstunden in sechs Jahren von 1820 bis 1826 zu Stande brachte, besitze ich noch wohlgeordnet in einer kleinen Mappe. Da ich mein ganzes Leben lang mit Leidenschaft gezeichnet und gemalt, und durch unablässige Uebung einige Fertigkeit in dieser Kunst erlangt habe, so bin ich über die Geringfügigkeit des Talents erstaunt, welches sich in jenen Jugendarbeiten kund giebt. Uebrigens fehlte es auch beim Zeichnen nicht an thränenreichen Stunden, da Unsauberkeit und Trägheit strenge Strafen nach sich zogen; dagegen waren es für die Zeichenlustigen hohe Festtage, wenn Eduard Magnus zuweilen, beim Besuche seiner Brüder, sich bewegen ließ, einige flüchtige Skizzen für uns auf's Papier zu werfen; auch gedenke ich noch mit Entzücken verschiedener Kreidezeichnungen von August Wredow, die sogar dem alten Shadow Zeichen bewundernder Anerkennung entlockt hatten.

Ob Herr Gauer selbst zeichnen konnte, weiß ich

nicht, — wir bekamen niemals irgend eine derartige Arbeit von ihm zu Gesicht. Die Schmidtsche Methode, nach der er unterrichtete, war im allgemeinen gewiß vortrefflich, doch wurde uns die Sache durch mancherlei Pedanterien erschwert, z. B. beim Schattiren von ebenen Flächen durften wir nur gerade Striche machen, was die Mühe vervielfältigte, ohne die Wirkung im Geringssten zu erhöhen.

Im Vergleich mit den Unterrichtsgegenständen, welche ich ausführlich erwähnt habe, waren die übrigen Lehrstunden von geringer Bedeutung. Geschichte und Geographie wurden gar nicht als besondere Wissenschaften vorgetragen, sondern wir empfingen die nöthigen Kenntnisse theils während der Sprachstunden, theils durch gelegentliche Erzählungen der Lehrer. Von neuerer Geschichte erfuhren wir so gut wie gar nichts. Französisch wurde ebensowenig gelehrt wie Tanzen, — beides galt in der Zeit unmittelbar nach den Freiheitskriegen in gewissen Kreisen für undeutsch und unpatriotisch, und wurde von uns Knaben verachtet; ich habe daher niemals im Leben ordentlich tanzen gelernt.

Auf dringenden Wunsch meiner Eltern erhielt ich zuletzt dennoch Unterricht im Französischen bei einem alten Herrn Gauché, welcher mich und ein paar meiner Mitschüler in die Lehre nahm, und uns rasch und

gründlich vorwärts brachte. Dieser würdige Greis war eins von den Originalen, die jetzt mehr und mehr aus der Welt verschwinden, weshalb es gestattet sein möge, etwas umständlicher seiner zu gedenken. Schon damals war sein Aussehen so vorweltlich greisenhaft, daß er ebensogut hundert, als sechzig Jahre alt sein konnte. Ueber seine Herkunft sprach er niemals. Man hielt ihn seiner feinen Manieren und seiner vielseitigen, ungewöhnlichen Bildung wegen für einen vornehmen Emigranten, und fand es höchst zutreffend, als jemand im Scherze sagte, der alte Gauché müsse Page bei Ludwig XIV. gewesen sein. Da er auch meiner Schwester Unterricht gab, so war er im elterlichen Hause bekannt, und bald ein täglicher Besucher desselben geworden. Es gehörte nämlich zu den Eigenthümlichkeiten des alten Herrn, jeden Tag eine große Anzahl von Visiten abzustatten, und zwar bei Leuten aus den aller-verschiedensten gesellschaftlichen Kreisen. Manche von diesen Familien besuchte er fast ohne Ausnahme täglich, und man durfte ihn mit Bestimmtheit noch erwarten, wenn es auch schon neun oder zehn Uhr Abends geworden war. Zu denen, bei welchen er am regelmäßigsten vorsprach, gehörten auch meine Eltern, und wußte ich früher den Kreis seiner Freunde ziemlich vollständig zu nennen; noch jetzt erinnere ich mich, daß der bekannte Schriftsteller Ge-

heimrath Schöll, und die Fürstin Hapsfeld, geborene Schulenburg (dieselbe, welche den berühmten Auftritt mit Napoleon hatte) zu denen gehörte, die er, wenn sie in Berlin waren, täglich besuchte. In der Regel blieb er nur wenige Minuten, weil die weiten Wege, die er alle zu Fuß machte, ihm nicht viel Zeit für jeden Einzelnen ließen. Während des Sommers zumal, wo seine meisten Freunde theils im Thiergarten, theils in Charlottenburg, Landwohnungen bezogen, mußte er sich bald nach Tisch auf die Wanderung begeben, um Niemanden zu versäumen. Auch als er immer älter und schwächer wurde, setzte er diese Rundgänge noch fort, und weil er, einige Jahre vor seinem Tode, das Unglück hatte, auf einer finstern Treppe auszugleiten und sich erheblich zu beschädigen, so trug er seitdem beständig ein Stückchen Wachstock in der Tasche, welches er, sobald er sich empfahl, jedes Mal anzündete, und sich damit zum Hause hinausleuchtete; denn Flure und Treppen waren damals noch in den meisten Häusern Abends stockfinster.

Die Schüler des alten Herrn verloren sich einer nach dem andern; die jüngeren waren herangewachsen, und neue fanden sich nicht, weil Herr Gauch's nur noch sehr undeutlich, und bei seiner leisen Stimme fast unverständlich redete; allerdings ein großes Unglück für einen Sprachmeister. Wovon er nun lebte,

wußte Niemand. Er machte oft Anspielungen auf sein Vermögen, und seine Erben, so daß manche ihn für einen alten Geizhals hielten; denn seine Bedürfnisse waren die allerknappsten. Er bewohnte ein großes Zimmer mit einem Schlascabinet in der französischen Straße, und wer ihn dort besuchte, wurde von dem seltsamsten Anblick überrascht. Alle Wände waren von oben bis unten mit Büchergestellen bedeckt, auf welchen die gesammte ältere französische Literatur sich ausbreitete; nur eine einzige kleine Lücke befand sich in diesen Bücherreihen, dieselbe war mittelst eines verschossenen grünwollenen Vorhangs wie eine Art Baldachin decorirt, unter welchem das uralte Männchen auf einem ganz kleinen Sopha vor einem Tische saß. Seine Züge schienen vollständig ausgetrocknet, die Augen glanzlos, und seine große gebogene Nase hing über den schmalen Mund hinweg auf das vorspringende Kinn herunter. Man erschrak vor der Häßlichkeit des Anblicks, bis man nach einem kurzen Gespräch gar bald die wohlwollende Liebenswürdigkeit des Greises aus seinen Gesichtszügen zu lesen begann. Da er alle Zähne verloren hatte, konnte er keine festen Speisen genießen, und wenn er nicht bei Freunden zu Gaste war, bestand seine Mahlzeit nur aus Nüchreiern, die er auf die sparsamste Art für sich zubereitete. Er hatte nämlich auf das Berliner Intelligenzblatt

abonnirt, welches täglich für geringes Geld acht bis zehn Bogen Druckpapier liefert; das war sein Kochmaterial. In einem kleinen Kamin bereitete er über den angezündeten Tageblättern seine Eierspeise.

Es war in den dreißiger Jahren, als wir eines Tages erfuhren, daß der alte Mann plötzlich gestorben sei. Das Geheimniß seiner Herkunft ist niemals aufgeklärt worden; eine Dame, die er zur Erbin eingesetzt hatte, und die irgendwo im südlichen Frankreich leben sollte, blieb unermittelt, auch gab man sich deshalb keine weitere Mühe, nachdem der Stand seiner Vermögensverhältnisse klar geworden. Er hatte alles in allem dreitausend Thaler besessen, welche ihm ein befreundeter Kaufmann, aus Wohlwollen für den alten Mann, mit zehn Procent verzinst. Als Herr Gauché nun todt war, und keine Erben sich fanden, rechnete der Kaufmann die zu viel gezahlten Zinsen auf das Capital an, so daß nicht das Geringste übrig blieb, und seine Freunde zusammenschließen mußten, um den räthselhaften alten Franzosen anständig zur Ruhe zu bestatten. Ein nach seiner Leiche gefertigtes Porträt habe ich zum Andenken an den Greis aufbewahrt.

Ihm also verdankte ich die Kenntniß der französischen Sprache in ihren Anfangsgründen. Der Unterricht im Deutschen wurde in der Anstalt von Herrn K—h ertheilt, der zuletzt Director einer höheren Lehr-

anstalt in Berlin geworden ist, und daselbst noch im hohen Greisenalter lebt. Derselbe besaß ein sehr einnehmendes Aeußere. Von großer, edler Gestalt, zeigten seine Züge klare Offenheit und Verstand. Seine Methode als Lehrer war ebenso einfach als zweckmäßig. Ohne uns durch grammatische Regeln zu langweilen, suchte er unsern Stil dadurch zu bilden, daß er mehrere Seiten aus einem guten Buche wiederholt vorlas, welche wir bis zur nächsten Stunde aus dem Gedächtniß niederschreiben mußten, wodurch wir so große Übung erhielten, daß wir das Gehörte bald fast wörtlich wiederzugeben verstanden. Die gewählten Stücke waren zuerst Lessingsche Fabeln, dann Abschnitte aus Goethes italienischer Reise und aus dessen Wahrheit und Dichtung. Außerdem las er uns einzelne Scenen aus Schillerschen Stücken, fast den ganzen Tell, und viele Balladen desselben Dichters so oft vor, bis wir dieselben auswendig konnten, auch ein großer Theil des Nibelungenliedes wurde uns von ihm in altdeutscher Mundart vorgelesen und erklärt. Von eigentlichem Auswendiglernen war in der Anstalt nicht die Rede, das galt für geisttödtend. Warum wir niemals freie Aufsätze zu machen bekamen, wüßte ich nicht zu sagen; doch als wir die Anfangsgründe der mathematischen Geographie lernten, mußten wir das Gehörte zusammenhängend ordentlich und sauber

niederschreiben. Der erwähnte kleine Ajax, ein guter, aber sehr dummer Junge, begann sein Heft mit den Worten: „Wenn man den Himmel näher betrachtet, so findet man, daß er blau ist.“ Man kann sich denken, wie oft er damit gehänselt worden ist. Derselbe Junge hatte auch an den ersten griechischen Stunden, die wir bekamen, Theil nehmen dürfen, doch zeigte sich bald, daß man seine Fähigkeiten zu hoch geschätzt hatte. Den Satz: der Elefant ist ein großes Thier, übersezte er: *ἐλέφας ἐστὶ μεγάλης θύρατος*. Nach dieser Leistung wurde er von der Fortsetzung der hellenischen Studien entbunden. Was dieser Knabe für ein Ende genommen hat, weiß ich nicht. Als er die Anstalt verließ, wurde er nach Potsdam zu einem Kaufmann in die Lehre gebracht; sein Herr schickte ihn mit einem Beutel voll Geld zu einem Geschäftsfreunde. Ajax kam bald zurück, und auf die Frage nach der Quittung, antwortete er: „Der Herr war nicht zu Hause, da habe ich den Beutel vor die Thüre gestellt.“ Nachdem ich noch die beiden geflügelten Worte: „Eine schneegelbe Weste“ und „Wenn ich König wäre, äße ich alle Tage Milchreis“ von diesem Schüler verzeichnet habe, sei er hiermit für immer entlassen.

Bei dem deutschen Unterricht muß ich nachträglich erwähnen, daß wir auch mit einer großen Anzahl

Klopstock'scher Oden bekannt gemacht wurden, deren Sylbenmaße uns in Entzücken versetzten. Ein Schlachtgesang, in welchem der Dichter ein ganz absonderlich verwickeltes Metrum zur Anwendung gebracht hat, begeisterte mich dermaßen, daß ich beschloß, das Gedicht zum Geburtstage meiner Mutter sauber abzuschreiben. Ich führte diesen Vorsatz aus, und überreichte meinen schönen Vogen nicht ohne einiges Selbstgefühl. Das hatte aber üble Folgen. Mein Vater lachte mit Recht über die seltsame Wahl des Gegenstandes, auf welche die Lehrer mich allerdings hätten aufmerksam machen sollen, einige zur Gratulation anwesende Freunde und Verwandte stimmten in die Verhöhnung mit ein, ich gerieth in Wuth, und die ganze Geburtstagsfreude wurde verdorben.

Unter den Stellen aus Goethe's Werken, welche uns vorgelesen wurden, war auch diejenige, wo er über den Plan zu einem Drama „Iphigenie in Delphi“ berichtet. In knabenhaftem Uebermuth beschloß ich nun selbst eine solche Iphigenie zu dichten, und machte eine Menge Verse, zu denen ich mich durch allerlei Hofuspokus, indem ich kleine Wachslichter auf den Rand meines Pultes klebte, und dergleichen zu begeistern suchte. Ich erwähne das darum, weil die Lehrer merkwürdiger Weise dies Treiben nicht nur duldeten, sondern auch dadurch ermuthigten, daß mir

gestattet wurde, das Nachwerk während der Schreibstunden ins Reine zu bringen. Es ist nichts davon übrig geblieben und gewiß auch nichts daran verloren gegangen. Zu fernerer Nachahmung regte nicht bloß mich, sondern viele von uns das Märchen vom neuen Paris an, wobei das tollste Zeug zu Tage kam; wir lachten herzlich über Achill, welcher in der von ihm verfaßten Erzählung die Genien in Schwimmböden auftreten ließ.

Der Kreis dessen, was wir aus der deutschen Literatur zu lesen oder zu hören bekamen, war ein sehr beschränkter. Bis zu meinem vierzehnten Jahre hatte ich außer dem, was zum Unterricht gehörte, kaum mehr als zehn Bücher kennen gelernt. Am liebsten und öftesten lasen wir in der Anstalt Eienhard und Gertrud von Pestalozzi, und vergeblich war bis jetzt alle meine Mühe mir die erste, dort vorhandene Ausgabe dieses Buches zu verschaffen. Nach einigen Jahren erhielt ich Goethes Iphigenie, dann, von meinen Großältern, doch mit nachheriger Genehmigung der Lehrer, Anacharsis Reisen in Griechenland; später einmal zu Weihnachten Bilder aus dem Zeitalter der Kreuzzüge, von Fund; das wird so ziemlich Alles gewesen sein. Robinson und die Entdeckung Amerikas von Campe waren alte Bekannte aus der vorcauerschen Zeit. Da wir keine neuen Bücher erhielten, lasen

wir die alten immer wieder von vorne, was bei mir zur Gewohnheit wurde, so daß ich auch heutigen Tages Bücher, die mir gefallen, so oft lesen kann, bis ich sie fast auswendig weiß. Uebrigens wurde uns in der Anstalt auch noch an den Sonntagsnachmittagen, wo wir nicht nach Hause gehen durften, von dem aufsicht habenden Lehrer, sehr oft von Herrn S., etwas vorgelesen, entweder aus Meinede Fuchs, aus Hebel's Schackelstein, aus dessen allemannischen Gedichten, und nach und nach fast die sämtlichen Werke des Wandsbecker Boten.

Im Uebrigen vergingen diese Sonntage in der Anstalt eigentlich recht langweilig. Dabei ist denn zunächst zu bemerken, daß von kirchlicher Gesinnung weder bei Lehrern noch Schülern die Rede war; ja, es wurde überhaupt kein Religionsunterricht erteilt; nur die erwachsenen Knaben schickte man zur Vorbereitung für die Einsegnung wöchentlich zweimal an gewissen Vormittagsstunden zu einem Geistlichen. In der Anstalt herrschte ein rein deistischer Geist, — Sokrates war unser Heiliger. Vom Christenthum wurde zwar überall, wo es die Gelegenheit mit sich brachte, voll Hochachtung gesprochen, aber durchaus nicht in supernaturalistischem Sinne, was schon deshalb nicht geschehen konnte, weil mehrere Lehrer und viele der Schüler Juden waren. Es entsprach das auch ganz

und gar dem damals in Berlin herrschenden Geiste der Gleichgültigkeit gegen religiöse Dinge, — unter den Theologen stand der Rationalismus in Blüthe, und die Gegner fingen erst an sich zu regen. Hatten doch sogar die kurzen Gebetesworte, welche beim Beginn und am Ende jeder Mahlzeit gesprochen wurden, keinerlei positiv christliche Farbe. Auch war von frommer Andacht der Schüler dabei keine Rede, und besonders des Abends, wenn es Kartoffeln gab, blickten wir während des Betens mit gierigem Auge auf die dampfenden Schüsseln, weil jeder in dem Augenblick, wo Amen gesagt wurde, sich seiner inzwischen beängeltten Lieblingskartoffel zu bemächtigen suchte.

Bei alle dem wäre es ein großer Irrthum, wenn man glauben wollte, es habe in der Anstalt ein frivol-er weltlicher Sinn geherrscht; — ganz im Gegentheil! — Das sittliche Princip, welches vorwaltete, und uns durch alle Lehren, Reden und Beispiele eingepägt wurde, war, wie es sich von Schülern Fichtes nicht anders erwarten läßt, theils dem antiken Geiste verwandt, welcher in der griechischen und römischen Geschichte herrscht, theils entsprach dasselbe dem kantischen kategorischen Imperativ: das Gute um des Guten selbst willen zu wollen und zu thun. Eigennuß, Selbstsucht und alles Banausische wurde uns als hassenswürdig und verächtlich hingestellt. Die

Wissenschaft um des Gewinnes willen zu treiben, sagte man uns, zieme nur gemeinen Seelen; Wahrheit und Schönheit wurden als die eigentlichen Lebensbelemente des Menschen bezeichnet; und jeder Einzelne habe den Beruf, in diesem Sinne zur Veredelung Aller mitzuwirken.

Solche und ähnliche Grundsätze mit Worten zu predigen und anzupreisen, lag allerdings nicht im Geiste der Anstalt, wo alles Scheinwesen und alle Ostentation möglichst unterdrückt werden sollte; aber die Anwendungen, welche bei jeder Gelegenheit aus den Begebenheiten der Geschichte, aus den Dichternworten, und aus den uns als lobenswerth hingestellten Handlungen gezogen wurden, liefen alle auf eine edle und reine Gesinnung hinaus. Damit hing es denn auch zusammen, daß das Ehrgefühl in gewöhnlichem Sinne, sofern es mit den Begriffen von besonderer Standes- und Berufslehre zusammenhängt, nicht gepflegt wurde, weil hier ein gutes Theil Eitelkeit und falscher Eigenliebe mit unterläuft.

Um nun auf die Sonntage zurückzukommen, so konnten wir an denselben so ziemlich machen, was wir wollten. Wir tuschten Bilderbogen aus, oder führten Gebäude mittelst des prachtoollen, mathematisch genau gearbeiteten Baukastens auf, den die Anstalt besaß. Auch an Schach- und Mühlenspielen fehlte es nicht,

und bei einigen Knaben, auch bei mir selbst, war ein gewisses Geduldspiel sehr beliebt, welches fast eine Stunde Zeit erforderte, um zwölf elfenbeinerne Ringe von einer Messinggabel herab und wieder hinauf zu bringen. Im Sommer tummelten wir uns im Garten, hielten Wettkämpfe an den Turngeräthen, beschäftigten uns mit unsern kleinen Anpflanzungen, oder liefen als Achill und Patroklus phantasierend umher. Nachmittags wurde in der Regel ein größerer Spaziergang gemacht, und Abends etwas vorgelesen; auch standen einige Bilderbücher zur Verfügung, z. B. die acht dicken Bände des Bertuch'schen Kupferwerkes, dessen Darstellungen aus allen Gebieten der Kunst und der Natur uns eben so viel Belehrung als Vergnügen verschafften. So vergingen die Sonntage derjenigen Schüler, welche nicht zu ihren Eltern durften. — Da jedem überhaupt nur alle vierzehn Tage gestattet war, nach Hause zu gehen, so blieb durchschnittlich ziemlich die Hälfte aller Knaben abwechselnd jeden Sonntag in der Anstalt; auch waren einige von außerhalb nach Berlin geschickt, welche dann einmal im Jahre auf acht oder vierzehn Tage Urlaub erhielten.

Für mich waren die Sonntage, wo ich abgeholt wurde (denn allein durften wir niemals über die Straße gehen) wunderbar aus Freude und Leid, aus

Angst und froher Erwartung gemischt. Bis zehn Uhr Vormittags mußten wir in der Anstalt bleiben; mit klopfendem Herzen zählten wir die Minuten, bis der ersehnte Bote erschien. Kam er heute gar nicht? War irgend etwas geschehen, was die Eltern verhinderte, uns holen zu lassen? Wir lebten in fieberhafter Aufregung. Endlich hatte die Ungewißheit ein Ende. Ich wurde abgeholt. Jubelnd stürmte ich die Treppen zu unserer Wohnung hinauf, und meiner Mutter in die Arme, die mir jedes Mal schon entgegenkam. Auch mein Vater und meine Schwester freuten sich, den Verbannten wiederzusehen. Alles wurde mir gewährt, meine Schwester durfte mir nichts abschlagen, was sie auch ohnehin nicht gethan hätte. Ich glaubte, in eine andere Welt versetzt zu sein. In unserer behaglichen Wohnstube schien man zu leben, um das Leben zu genießen, nicht um bei Herrn R—af Stunden zu haben, und Prügel zu bekommen. Mittags wurden meine Leibgerichte aufgetragen, — doch schon während der Mahlzeit überkam mich ein banges Gefühl davon, daß die Hälfte des Tages bereits vorüber sei, und daß der kleine Zeiger der Uhr sich der verhängnißvollen Zahl neun entgegenbewegte, wo ich wieder in der Anstalt sein mußte. Nur ausnahmsweise, wenn die Eltern mich in ein Kinderschauspiel, zu Kunstreitern oder dergleichen führen wollten, wurde ein

kurzer Nachurlaub erbeten, und von den Lehrern, jedoch immer ungern, bewilligt.

Zu einem rechten Genusse kam es indessen auch bei solchen Extrastreuden nicht, weil der Gedanke an die Trennung und die Rückkehr in die Pension den Geist wie ein drückender Alp umflammert hielt. Waren aber, was die Regel bildete, die Eltern Abends zu Hause geblieben, so pflegte ich mich dicht an meine Mutter zu drängen, den Kopf an ihre Schulter zu legen, und mich so ihrer unmittelbaren Nähe zu versichern, die ich nun wieder zwei Wochen lang entbehren sollte. Traurig und zögernd erfolgte dann endlich die Trennung, und ich wurde zurückgeführt.

Mein Widerwillen gegen die Pension war, trotz mancher heiteren Stunde, die ich lernend und spielend daselbst verbrachte, gar wohl gerechtfertigt; denn mir war den ganzen Tag über zu Muthe, als müßte ich mich zwischen den engen Maschen eines großen Strafnetzes hindurchwinden. Prügel und Ringe waren nämlich nicht das Einzige, was die Knaben bedrohte; es gab auch noch ein entsetzliches sogenanntes finsternes Loch, welches durch den spitzen Winkel gebildet wurde, den das Haus mit dem nicht in der gleichen Fluchtlinie stehenden Nebenhause machte, so daß beide Brandmauern, die nach dem Hofe zu etwa sechs Fuß weit von einander entfernt waren, vorn an der

Straße zusammenliefen. Von den dunklen Räumen, die dadurch in den verschiedenen Stockwerken gebildet wurden, benutzte man das zu ebener Erde gelegene, mit ägyptischer Finsterniß angefüllte Dreieck zum Aufbewahren der Berge schmutziger Wäsche, die in jeder Woche sich aufhäufte, und in welchen ganze Schaaren der kleinen Insectenwelt sich tummelten. In dieses Loch wurde ein Knabe wegen schwerer Verbrechen auf eine Stunde eingesperrt, und zwar, damit er keinen Anflug treibe, mit auf dem Rücken gebundenen Händen in einer förmlichen Zwangsjacke. In dieses Loch bin ich dreimal, und zwar höchst grausamer Weise gesperrt worden; das erste Mal zu Anfang einer griechischen Stunde, für welche ich, wahrscheinlich nicht zum ersten Mal, meine Vorarbeit nicht gemacht hatte. Nach der Stunde ließ man mich heraus. Jämmerlich zerbitzen, abwechselnd von Wuth und langer Weile geplagt, hatte ich die sechzig Minuten verbracht. Wieder ans Licht gezogen, war mir zu Muth wie dem Taucher, der aus dem Bereiche des entsetzlichen Hais und des Hammerfisches in die Oberwelt zurückgekehrt. Mit kindischem Leichtfinn vergaß ich bald, was ich ausgestanden, und keiner der Mitschüler sagte mir etwas von den neuen Aufgaben, die wir während meiner Gefangenschaft bekommen; so wurde ich in der nächsten Stunde von Neuem eingesperrt, und ebenso in

dritten. Nun mochte Herr S . . . sich wohl von der Erfolglosigkeit der Strafe überzeugt haben, die auch nicht wiederholt wurde. Noch ein viertes Mal, ich weiß nicht mehr, weshalb, sollte ich eingesperrt werden, und zwar auf Befehl des Herrn A—h; da faßte ich mir ein Herz, und sprudelte alles heraus, was ich über eine so schmählische Behandlung lange im Stillen gedacht. „Sie haben doch gesehen,“ sagte ich, „daß ich durchaus nicht besser werde, wenn Sie mich einsperren. Sie bereiten mir eine schreckliche, unsaubere Qual, und kommt dabei weiter nichts heraus, als daß ich Sie und alle Lehrer eine Stunde lang verfluche; denn meine Wuth ist viel zu groß, als daß ich daran denken könnte, mich zu bessern!“ So und in ähnlicher Weise declamirte ich in höchster Erregung wohl eine halbe Stunde lang. Der Lehrer hörte mir verwundert zu, begann dann sich in eine förmliche Disputation mit mir einzulassen, welche damit endete, daß ich nicht eingesperrt wurde. Wahrscheinlich hat er seinen Collegen ausführlich von diesem Vorfalle erzählt, denn ich glaube nicht, daß die Strafe später überhaupt noch zur Anwendung gekommen ist.

Daß ich aus Trägheit oder Zerstreutheit unterlassen hatte, meine Arbeit zu machen, war nichts Ungewöhnliches; obgleich dasjenige, was wir außer den Lehrstunden zu thun hatten, nicht eben bedeutend war.

Die Lehrer gingen von der Ansicht aus, daß man wesentlich nur während des eigentlichen Unterrichts lernen sollte, und obgleich darin viel Nichtiges liegt, so wurde doch auf diese Art der häusliche Fleiß zu wenig angeregt, und die Knaben gewöhnten sich daran, alles in den Mund gestopft zu bekommen. Der beste Beweis dafür ist, daß uns weder ein Wörterbuch noch eine Grammatik in die Hand gegeben wurde, also von einer Vorbereitung auf die Sprachstunden nicht viel die Rede sein konnte. Auch als ich in den letzten Jahren von Herrn K—er im Lateinischen Unterricht erhielt, bekam ich nur ein kleines fingerdickes etymologisches Wörterbuch von Kröcher, in welchem die Wörter nach den Stammsylben geordnet waren, was dem Anfänger das Auffuchen der Vocabeln fast unmöglich machte. Das Lateinische wurde uns übrigens durch die griechischen Vorkenntnisse außerordentlich erleichtert, so daß wir sehr bald Cäsar und Livius lesen konnten; doch habe ich niemals große Liebe für die Sprache der Römer empfunden. Wie sollte auch einem Knaben, der den Homer so gut kannte, die lederne Aeneide gefallen! Nur Horaz hat später meine Zuneigung gewonnen. Herr K—er war auch nicht dazu gemacht, uns warmes Interesse für die Sprache einzufloßen; er war ein trockener und langweiliger Lehrer, dem wir außerdem, nach der unbarmherzigen Kritik, welche-

Knaben üben, keine große Weisheit zutrauten. Es schien uns lächerlich, daß er sich z. B. beim Livius der großen Draakenborch'schen Ausgabe bediente, die auf jeder Seite nur ein paar Zeilen Text hat, während der Rest mit Anmerkungen gefüllt ist; wir glaubten, daß er aus diesen Noten seine ganze Gelehrsamkeit schöpfte, um so mehr als sich Herr S . . . in seinen homerischen Lehrstunden stets der Wolf'schen Ausgabe bediente, welche lediglich die Worte des Dichters enthält.

So viel von dem Unterricht in der Anstalt, wo wir einen Tag wie den andern ein durchaus gleichförmiges geregeltes Leben führten. Von äußeren Begebenheiten war in jener, auf die Freiheitskriege folgenden Zeit allgemeiner Erschöpfung wenig die Rede, und mußte ich nur zu erwähnen, daß eines Tages in unsre klösterliche Abgeschlossenheit die Kunde drang: Napoleon sei auf St. Helena gestorben. Mir kam das so wunderbar vor, als hätte man den Tod des großen Kurfürsten oder eines anderen Helden aus grauer Vorzeit gemeldet; denn da ich von dem Kriege und dem, was damit zusammenhing, aus eigener Anschauung nichts wußte, so schien mir auch Napoleon etwas längst Vergangenes und Beseitigtes.

Viel größeres Aufsehen machte unter uns die große Handelskrisis, welche in jenen Tagen in Berlin

eintrat, und den Sturz vieler reicher und angesehener Häuser zur Folge hatte, deren Söhne Schüler der Anstalt waren. So hatte z. B. in der Familie des Gutsbesizers und großen Viehhändlers G. früher Herr K—ak als Hauslehrer fungirt, und bei Gründung der Anstalt vier von den sieben Söhnen seines Principals als Schüler in unsere Pension gebracht. Jener Herr G. war ein sehr freundlicher alter Mann, der mehrere von uns einlud, ihn auf seinem schönen Gute K. im Oberbruch zu besuchen, wenn seine Söhne im Sommer dorthin Urlaub erhielten. Mein Vater ertheilte mir die Erlaubniß zur Reise, und wir verlebten eine Woche in K., welche unendlich angenehm gewesen wäre, wenn nicht der Herr H . . . dort uns begleitet hätte, welcher auch auf dem Lande seine Prügelsucht nicht zähmen konnte, und mir bei jeder Gelegenheit das Leben verbitterte. Die G.'sche Herrlichkeit nahm aber ein plögliches Ende, indem der alte Herr, in jene Handelskrisis mit verwickelt, sein ganzes Vermögen verlor. Von diesem Unglück gänzlich daniedergedrückt, verfiel er in religiöse Schwärmerei, wurde dann durch einen Schlagfluß halb gelähmt, und starb nicht lange darauf. Die Söhne blieben nach wie vor in der Anstalt, ohne daß von ihnen Bezahlung verlangt wurde, oder doch gegen eine ganz geringe Vergütung, wie es überhaupt einen der schönsten Züge des unter

unseren Lehrern waltenden Geistes ausmachte, daß ihnen jeder Eigennuß fern lag. Der vierte oder fünfte Theil aller Zöglinge waren so gut wie Freischüler, und wurden von den Wohlhabenden übertragen, was deren Eltern wußten und billigten. Indem ich dieser Freischüler gedenke, und besonders eines derselben, der beständig körperlich leidend war, werde ich darauf geführt, der ärztlichen Pflege zu gedenken, welche uns, so oft wir derselben bedurften, in der besten und liebevollsten Weise zu Theil wurde. Eine der Dachkammern hatte man zur Krankenstube bestimmt, und mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet. Hausarzt war der berühmte Geheimrath Horn, welcher regelmäßig einmal in der Woche kam, und sich die Knaben vorstellen ließ, die über etwas zu klagen hatten. Wurde jemand ernstlich krank, so erschien er natürlich jeden Tag, oder schickte seinen Assistenzarzt. Da die meisten Beschwerden aus Indigestionen entstanden, so war Horns gewöhnlicher Ausspruch: „Ein Bißchen Fasten, ein Bißchen Haferschleim!“ Das kam mir, wenn es mich selbst einmal betraf, ganz erwünscht, weil ich vor Medicineneinnahmen großen Abscheu hatte; namentlich war es mir unmöglich, und ist mir auch heute noch geradezu unmöglich, das sogenannte Wiener Tränkchen hinunterzubringen. Als mir nun einst dasselbe zubictirt war, mußte ich mich vor den Lehrer hinstellen (es war

ein Herr v. d. E . . . , der aber seinen Adel vorläufig abgelegt hatte, und sich nur Herr E. nennen ließ) um mit einem Löffel voll der grünlischen Mixtur in den Mund stecken zu lassen. Das Zeug hinunterzuschlucken vermochte ich nicht, und stand mit aufgeblasenen Backen und geschlossenen Lippen da, den Höllentrank auf der Zunge. „Wirst du den Augenblick herunterschlucken!“ fuhr der Lehrer mich an, — da brach die Krisis los. Wie aus einer Douche sprudelte das braune Zeug heraus, und besprühete den unglücklichen Herrn E. . von oben bis unten. Ich glaube, daß ich in Anbetracht meines Unwohlseins ohne Strafe davon kam.

Von Krankheiten habe ich, außer einigen leichten Anfällen, mein ganzes Leben lang nur wenig zu leiden gehabt; doch befiel mich einst in der Anstalt eine Art Wechselfieber, welches sich jeden Mittag einstellte, und meine Verlegung in die Krankenstube nöthig machte, wo sich zufälliger Weise gerade auch mein Freund M. befand. Wir waren hier von allen Arbeiten entbunden, und verbrachten wörtlich die sämtlichen Tagesstunden, wo wir nicht aßen und schliefen, mit dem bekannten Glocke- und Hammer-spiel. Auf die Länge war das denn doch nicht zu ertragen, und wir betrachteten zur Abwechslung aus unserem Fenster die gegenüberliegenden Häuser,

was sonst nicht gestattet war. Da bemerkte ich uns vis à vis am Fenster ein allerliebsteß, kleines Mädchen, etwa unseres Alters, mit langen blonden Locken, — ich glaubte niemals etwas so schönes gesehen zu haben. Die kleine Nachbarin betrachtete uns ebenso eifrig wie wir sie betrachteten, und es gelang mir bald, durch Zeichen eine Art von Verkehr mit ihr anzuknüpfen. Ich hielt Bilderbücher gegen die Scheiben, wandte die Blätter eines nach dem andern um, und machte das hübsche Kind auf dieselben aufmerksam. Sie lachte, und war offenbar durch die stumme Huldigung erfreut, denn bald holte auch sie ihre Bilderbücher, um uns unsererits durch den Anblick derselben zu ergötzen. Mit unserer baldigen Genesung endete dies allerliebste Bilderspiel, und ich glaube nicht, daß ich das Mädchen jemals wieder gesehen.

Ich will nun noch einige Vorkommenheiten erwähnen, welche für uns in der Anstalt zu den besonders erfreulichen gehörten. Da ist denn zuerst einer in jedem Sommer wiederkehrenden Ausflucht nach dem lieblichen Tegel, dem Stammgute der Humboldts zu gedenken, dessen Garten gegenwärtig die Gräber der beiden berühmten Brüder Wilhelm und Alexander umschließt.

Schon eine Woche vorher wurde uns der für diese Lustfahrt bestimmte Tag angekündigt, und mit

banger Sorge blickten wir nun fortwährend zum Himmel, um zu erforschen, ob das Wetter günstig sein werde; denn mehr als einmal hatte schon an dem ersetzten Morgen der Regen an den Scheiben unserer Schlafkammer geplätschert, wo dann die Wagen wieder abbestellt wurden, und wir wie betrübte Gelein mit gesenkten Ohren, statt ins Freie zu wandeln, an unseren Schreibpulten Platz nehmen und Stunde haben mußten. War das Wetter aber schön, so machte man sich schon früh zwischen fünf und sechs Uhr auf den Weg; die Kleineren auf langen, sogenannten Stuhlwagen, die Größeren aber zu Fuße, wo dann drittehalb Stunden lang durch die damals noch tiefsandigen Wege marschirt werden mußte. Das Hauptvergnügen bestand in der Befreiung von der Arbeit, und darin, daß alles neu und anders war als gewöhnlich. Schon am Tage vorher war ein Lehrer mit einem der großen Knaben hinausgegangen, um dafür zu sorgen, daß in dem sehr ländlichen Wirthshause des Dorfes alles für eine so große Anzahl von Gästen bereit wäre. Das Fest selbst verlief sehr einfach. Spaziergänge im Schloßgarten, und an den schönen Tegeler Seen; Spiele im Freien, Mittagessen im Schatten einer schönen Lindenallee (es gab jedes Mal Milchreis), dann, da fast alle recht ermüdet waren, Lagerung im Grase, wo die Lehrer schlum-

merten, wir aber uns untereinander am Schlafen hinderten. Endlich Abends die Heimkehr. Dieses einfache ländliche Fest gewährte uns dann noch langdauernde Nachfreuden. Wir hatten in Tegel nach allerlei Naturmerkwürdigkeiten gesucht; der eine brachte eine lebende Eidechse, ein anderer einen seltenen Schmetterling, oder ein mit der Wurzel ausgegrabenes Bäumchen nach Hause, und jeder hatte irgend eine Trophäe, die ihn an den frohen Tag erinnerte. Statt nach Tegel wurde einmal auch nach Potsdam gefahren, wo wir über Nacht blieben, und erst am folgenden Tage zurückkehrten, denn nach Potsdam war damals noch eine förmliche kleine Reise, auf welcher unterwegs die Pferde eine Stunde lang gefüttert wurden. Von dieser Fahrt, die sich auch nach der Pfaueninsel erstreckte, wo ein Riese und ein Zwerg, und die damals ganz neuen Georginen zu sehen waren, ist mir hauptsächlich im Gedächtniß geblieben, daß ich bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal das Gefühl des wahren wirklichen Hungers kennen gelernt. Wir waren von unserem Wege abgekommen, und hatten viele Stunden lang durch glühenden Sand waten müssen. Viele von uns fühlten sich dem Verschmachten nahe. Da erblickten wir endlich den großen Omnibus (damals noch keine übliche Bezeichnung für solche Wagen) in der Ferne. Kein Schiffbrüchiger konnte ein am Hori-

zont auftauchendes Segel mit größerer Freude begrüßen! Im Wagen fand sich zu unserer Ueberraschung für jeden Knaben eine Semmel und eine Birne. So hat mir niemals in meinem Leben etwas geschmeckt!

Ein anderes Hauptvergnügen verdankten die Jungen den Ratten, welche in wahrhaft erschreckender Menge sich im Hofe der Anstalt eingenistet hatten. Zufällig entdeckte einer von uns ein einfaches Mittel, diese Thiere zu fangen und zu tödten. Es wurde eines der Kinnsteinbretter aufgehoben, und an das Ende desselben ein Schmetterlingsnetz gehalten; die erschreckten Thiere geriethen fliehend in diesen Beutel, der dann umgeschwungen, und auf das Pflaster geschlagen ward. Diese Jagd erwies sich so ergiebig, und für die Reinlichkeit des Hauses so vortheilhaft, daß uns für zwölf Ratten immer ein Pfefferkuchen versprochen wurde. Wir betrieben deshalb das Geschäft in den Freistunden mit solchem Eifer, daß wir uns ganz gut dabei standen.

Viel harmloser war das Vergnügen, welches einige andere kleine Thiere uns gewährten. Die Gidechsen nämlich, welche wir aus Tegele mitgebracht hatten, hatte man in einem großen Kasten voll Erde, mit einem Gazedeckel versehen, im Garten aufgestellt, so daß wir ihre schnellen zierlichen Bewegungen beobachten konnten.

Als wir nun eines Tages ihrem Spiele zusahen, bemerkten wir, daß dieselben ganz allerliebste kleine Eierchen, orangegeßb und nicht größer als eine Erbse, gelegt hatten. Wir hofften aus denselben junge Eidechsen entschlüpfen zu sehen, und beobachteten die Eier deshalb fortwährend; doch ist soviel ich weiß keines ausgekrochen.

Alle diese kleineren und größeren Freuden, die uns in der Anstalt geboten wurden, schrumpften aber vollständig in Nichts zusammen, verglichen mit dem Jubel, der unser zu Weihnachten wartete. Wir hatten alle bisher auch daheim schöne Weihnachtsgaben unter einem hell beleuchteten Tannenbaum empfangen; meine Mitschüler aber versicherten mich, sobald ich in die Anstalt kam, daß die Herrlichkeiten, die man hier zum Christfeste erlebte, alles weit überträfen, was man im elterlichen Hause veranstaltet hätte; sie konnten der Beschreibung ihrer Freuden kein Ende finden, und in der That gaben jene griechischen Rüstungen das beste Zeugniß von der großen Sorgfalt und Mühe, die man angewendet hatte, um solche Gaben herzustellen. Das ganze Jahr hindurch sprachen wir von Weihnachten und zählten die Tage bis dahin mit solcher Sehnsucht, daß wir, wie ich mich erinnere, einmal ausgerechnet hatten, in hundertachtundsechzig Tagen sei Weihnachten.

Die Voranstalten zu der Feier begannen bereits im November, und Lehrer und Schüler geriethen in Bewegung, denn es galt vor allen Dingen, einen riesigen Baum, der vom Fußboden bis zur Decke des Musiksaales reichte, würdig auszuschnücken. Nicht nur mit Nüssen und Äpfeln, vergoldeten und versilberten, mit Pfefferkuchen, Zuckerwerk und dergleichen sollte derselbe behangen werden, sondern den Hauptschmuck bildeten die zierlichsten Zeichnungen und Ausschmückungen aus Papier, zu denen die geschicktesten unter den größeren Knaben, August Wredow und Emil Gauer an der Spitze, ihre Beiträge liefern konnten. Täfelchen auf rothem Grunde mit schwarzer Tusche wurden nach Klarman und Albrecht Dürer aufs sauberste hergestellt; Netze und fliegende Fahnen durften nicht fehlen, und man arbeitete an diesen Dingen so fleißig, daß ganze Körbe voll davon hinaufgetragen wurden. Wochenlang vor dem Feste gingen die Lehrer abwechselnd täglich in die Stadt, um die Geschenke, den Neigungen und Wünschen der Einzelnen entsprechend zu besorgen, denn die Eltern der Knaben mußten zu dem Ende eine ziemlich bedeutende Summe hergeben, wofür dann auch die Unbemittelten ganz gleichmäßig mit den anderen Geschenke erhielten. Voll von geheimnißvollen Andeutungen lehrten die Lehrer von ihren Weihnachtsexcursionen zurück.

Auf's höchste spannte sich die Erwartung etwa acht Tage vor dem Feste, wo der Musiksaal und die große Vorhalle zu demselben abgeschlossen wurden; — dann gewährte man eines Morgens, zum Frühstück gehend, auf dem Hausflur einige Tannennadeln; der Baum war also in der Nacht geheimnißvoll hinaufgeschafft worden. Von da ab litt die Aufmerksamkeit in den Lehrstunden bedeutend; alle unsere Sinne waren darauf gerichtet, etwas von den großen Mysterien zu erlauschen, was aber kaum jemals gelang. Am Vormittage des 24. December hatten wir noch Unterricht wie gewöhnlich; nach Tische aber nahm das Haus schon einen festlichen Charakter an. Es verbreiteten sich süße Düfte von Pfefferkuchen und Äpfeln; dicht eingewickelte Packete wurden hin- und hergetragen, Papiere, die zur Umhüllung seltsam geformter Gegenstände gedient haben mußten, lagen ab und zu auf dem Fußboden; wir tanzten und sprangen vor Freude in unseren Stuben herum, die besten Freunde umarmten sich vor Entzücken. Um sechs Uhr sollten wir den Festraum betreten; endlich gab eine Glocke das Zeichen. In wildem Gewühl stürzten wir nun die Treppe hinauf, die Thür des Vorsaales öffnete sich, — geblendet von einem Lichtglanze ohne Gleichen blieben wir einen Augenblick wie festgebannet stehen, dann aber stürmten wir durch die Vorhalle, an allerlei

für jetzt nicht beachteten Kisten und Körben vorbei, in den Saal selbst.

An der hinteren Wand prangte im Schmuck von wohl zwei bis dreihundert Wachslöchtern der riesige Baum; die goldenen Früchte, die Neze, das Raufgold und die Fähnchen bildeten ein ebenso reiches, als geschmackvoll geordnetes Ganze. Rechts und links waren zwei endlose Tafeln aufgestellt. Für jeden Knaben bezeichnete ein Papier den Platz auf dem sauberen Tischtuche, wo dessen Geschenke lagen. Nun erst gewahrten wir, daß auch unsere Eltern und Angehörigen gekommen waren, denn im ersten Augenblicke hatten wir, geblendet von dem Glanze, nichts unterscheiden können. Väter und Mütter nahen sich ihren Söhnen, und halfen ihnen, die richtigen Plätze aufzufinden; dann erscholl ein Jauchzen und Freudengeschrei, von dem man sich keine Vorstellung machen kann, weil in der That ein jeder Knabe fast immer das geschenkt bekam, was er sich am sehnlichsten gewünscht hatte. Nun ging es an ein Bedanken, Vorzeigen, wechselseitiges Bewundern und Beglückwünschen, daß man ganz schwindlig wurde. Vor dem Plage eines jeden der Jungen brannten neben den Geschenken noch zwei Lichter und ein Wachstoch, und längs den Wänden waren Lampen angezündet, so daß all der freudige Lärm inmitten eines wahren Lichtmeeres er-

schallte. Ich selbst hielt mich an jenem ersten Weihnachtسابend (1820) für einen der Glücklichsten, denn ich hatte die Ilias und Odyssee von Klarman erhalten. Noch sehe ich das glatte blaue Papier der Deckel vor mir, und unvergessen ist die Wonne, mit der ich über dasselbe mit den Fingern hinstrich. Das köstliche Silberwerk besitze ich übrigens noch heute ziemlich unverfehrt, bis auf einige Flecken, die ich hineinbrachte, als ich mittelst selbstfabricirten Welpapiers einmal etwas durchzeichnen wollte. Meine Eltern hatten als Nebengabe zu diesem Hauptgeschenke noch eine polnische Mütze von blauem Sammet mit Silber gefügt, die mir auch große Freude machte. Ich war vollkommen selig, besonders auch aus Stolz darüber, daß ich jetzt beide Theile des Klarman besaß, während die anderen Knaben fast immer nur den ersten oder den zweiten hatten.

Das Jubeln und Springen, das Hin- und Herlaufen von einem Plage zum anderen, bis jeder der fünfzig Knaben die Geschenke seiner Kameraden gesehen und bewundert hatte, brachte uns in solche Aufregung, daß wir zuletzt ganz erschöpft uns in den Vorsaal zurückzogen. Hier erwartete uns eine neue Uebersaschung. Die großen Waschkörbe, an denen wir vorbeigestürmt waren, zeigten sich bis zum Rande gefüllt mit Äpfeln, Nüssen, Haselnüssen und Pfefferkuchen

der, verschiedensten Art. Von den feinsten Sorten hatte noch überdies jeder Knabe einen Teller voll vor seinem Plaze gefunden. Alle diese Herrlichkeiten standen ohne Beschränkung zu unserer Verfügung, doch heute Abend waren wir von Freude und Wonne zu sehr gehoben, um den Gewaaren besonders zuzusprechen.

Allmählich nahmen die Eltern und die anderen erschienenen Fremden von uns Abschied, wir wurden stiller, es stellte sich Ermüdung ein, der wir vergebens zu widerstehen suchten, und wir schlichen zuletzt, nachdem die Augen durchaus nicht mehr offen zu halten waren, sanft beseligt in unsere Schlafkammern, während mancher unterwegs noch einmal schnell zurückkehrte, um von seinen geliebten Geschenken für heute den letzten Abschied zu nehmen.

Der erste und zweite Weihnachtstag waren zur Nachfeier bestimmt. Nur wenige verlangten nach Hause zu gehen, oder sie wollten doch wenigstens den ersten Tag noch bei ihren Sachen bleiben, welche erst am zweiten aus dem Saale entfernt werden durften.

Der erste Weihnachtstag kündete sich sofort als ein besonders hohes Fest dadurch an, daß wir, das einzige Mal im ganzen Jahre, bis halb acht Uhr im Bette liegen blieben. Nach dem Frühstück durften wir sogleich hinaufgehen, mit unseren Sachen spielen, und aus den herrlichen Körben im Vorsaale nach

Belieben so viel essen, wie wir wollten. Dasselbe wiederholte sich am nächsten Tage, doch erinnere ich mich merkwürdiger Weise nicht, daß dabei große Unmäßigkeit gewaltet hätte. Theils mochte die gehobene Feststimmung das bewirken, theils auch schämten wir uns vor den Lehrern, die heute alle als sanfte Männer zwischen uns herumwandelten, und die Fasces nicht in den Händen trugen. Wir waren deshalb nur um so artiger, wie ja auch das Volk sich überall gefitteter zeigt, wenn man bei großen Gelegenheiten durch Zurückziehen der Polizei ihm volles Zutrauen in seine Selbstbeherrschung schenkt. Am sogenannten dritten Feiertage lehrte alles so ziemlich wieder in das alte Geleise zurück, doch tönnten einige Nachklänge fort, bis am Sylvesterabend das scheidende Jahr dem neuen Platz gemacht hatte, wo dann wieder die regelmäßige Ordnung zu herrschen begann.

Die Weihnachtsfestlichkeiten verloren übrigens durch die jährliche Wiederholung nichts von ihrem Zauber denn jedes Mal wartete unser irgend eine neue Ueerraschung. Einmal besonders gewährte es einen herrlichen Anblick, als man statt des Tannenbaums eine große dreiseitige Pyramide aufgerichtet hatte. Dieselbe war im Ganzen Roth und Gold gehalten; die Seitenwände nebartig mit vergoldetem Bindfaden überspannt, und wo die Fäden einander kreuzten,

hatte man jedes Mal eine vergoldete Pfeffernuß auf-
 geklebt. In die vordere Seite der Pyramide war
 eine Nische gebrochen, mit Tannenreis und nachgebil-
 detem Schnee und Eiszapfen geschmückt. In der
 Nische stand ein Weihnachtsmann, den Sack voll
 Spielzeug auf dem Rücken, meisterlich von Emil
 Cauer in Gyps geformt. Ueber der Nische war ein
 großer Stern ausgeschnitten, und mit geschliffenen
 Glassteinen gefüllt, hinter welchem sich, von der Licht-
 wärme gedreht, ein Cylinder von buntfarbigem Papier
 bewegte. Vor jeder der drei Kanten der Pyramide
 stand ein antiker Candelaber mit flammendem Feuer-
 becken, die Candelaber selbst hatte man durch schönge-
 schwungene Goldpapierketten mit einander verbunden.
 Die Wirkung dieser gesammten Anordnung war über
 alle Beschreibung prachtvoll und gefällig zugleich.

Außer den Geschenken, die jeder Einzelne erhielt,
 wurden jedes Mal auch einige, zum Gemeingebrauch
 für Alle bestimmte Sachen bescheert. Z. B. ein kleines
 Billard, und der schon erwähnte Baukasten, ein
 Meisterstück des Anstaltstischlers Franke.

Nach allen diesen Mittheilungen wird man sich
 von dem Wesen der Anstalt, und von dem Treiben
 in derselben, so ziemlich einen Begriff machen können.
 Die Idee, aus welcher das Ganze hervorging, war
 eine durchaus edle, und wenn die Ausführung, wie

alles Menschliche, Fehler und Mängel zeigte, so entsprangen dieselben nicht aus bösem Willen, oder aus niedrigen Beweggründen, sondern aus Irrthum, oder den Leidenschaften einzelner Lehrer.

Ein Knabe, der von früh an bis zur vollendeten Schulbildung in der Anstalt blieb, konnte als wohl vorbereitet für die Universität gelten; die auf solche Weise Abgehenden hatten noch vor der Staatsprüfungscommission ein Examen abzulegen, welches alle in der Regel mit Ehren bestanden. Es befanden sich unter den Schülern zum Theil so erwachsene junge Leute, daß sie sich zum Eintritt in den Militärdienst als Freiwillige melden mußten. Dazu war wieder ein Examen nothwendig, welches häufig Gegenstände betraf, die in der Anstalt niemals gelehrt wurden. So forderte man bei solcher Gelegenheit einst von einem gewissen A. v. S., er solle die Poststationen zwischen Berlin und Königsberg angeben. v. S. antwortete ganz unbefangen: „Auf diesem Wege bin ich noch niemals gefahren,“ wobei man sich auch beruhigte.

Sehr bedeutende Männer sind übrigens, außer August Bredow und Gustav Magnus aus der Anstalt nicht hervorgegangen. Vielleicht wäre dies der Fall gewesen, wenn sie länger bestanden hätte, allein bereits 1826 trat ein Ereigniß ein, welches den

ganzen Charakter des Instituts umwandelte, und bald nachher das Ende desselben herbeiführte.

In Charlottenburg sah man 1824 oder 1825 am damaligen Anfange der Berliner Straße, die sich jetzt viel weiter der Hauptstadt entgegen erstreckt, ein großes neues Gebäude sich erheben, welches für eine elegante Gastwirthschaft bestimmt war. An das eigentliche Haus schlossen sich zwei weit vorspringende Seitengebäude an, und begrenzten einen großen Rasenplatz, der nach der Straße zu durch ein eisernes Gitter abgeperrt war. Hof und Wirthschaftsgebäude, und ein großer, neu angelegter Garten dehnten sich rückwärts bis an die Spree aus, wodurch treffliche Gelegenheit zu einer Badeanstalt geboten war. Das Ganze gewährte einen höchst stattlichen und soliden Anblick; doch kam es nicht zur Eröffnung der Gastwirthschaft, entweder weil dem Unternehmer die Sache wieder leid geworden war, oder weil ihm die Geldmittel fehlten.

Dieses Charlottenburger Bauwerk mit seinen Zubehörigkeiten erregte bei unsern Lehrern den Gedanken, daß eine Uebersiedelung der Anstalt in dieses frei gelegene Grundstück sehr wünschenswerth sei. Die enge Münzstraße, die Stadtluft, die Unbequemlichkeit, daß man den Zeichenaal in einem Nebengebäude hatte miethen müssen, die mangelhafte Einrichtung der Schlafkammern und mancher Lehrerwohnungen, das

alles kam zusammen, um eine Verbesserung dringend zu wünschen. Das Charlottenburger Haus wurde bald verkäuflich, die Lehrer überschlugen ihre Geldmittel, und beschloffen, das Geschäft gemeinsam zu unternehmen.

Als alles bereits fest abgemacht war, trat Herr Gauet, welcher seit seiner Heirath mit einer wohlhabenden Dame sich im Besitze eines nicht unbeträchtlichen Vermögens befand, und deshalb das überwiegend Meiste zu der Kaufsumme beitragen sollte, plötzlich mit der Erklärung hervor, daß er das Geschäft nur dann endgiltig vollziehen werde, wenn er Director der Anstalt würde, und die Lehrer sich von ihm besolden ließen. Das machte einen niederschmetternden Eindruck auf seine bisherigen Collegen. Sie hatten nur zu wählen zwischen der Auflösung der Anstalt, in welche sie nicht nur ihr kleines Besizthum gesteckt, sondern der sie auch jahrelang die aufopferndste Thätigkeit gewidmet hatten, oder der Unterwerfung unter das Schicksal aller Republiken, die nun einmal in Europa auf die Länge nicht zu gedeihen scheinen, sondern sich früher oder später in Monarchien verwandeln. In der That fügten sich die Lehrer alle bis auf Herrn S . . . in das Unvermeidliche. Dieser hatte, weil er ganz arm war, keinen Vermögensverlust zu befürchten, und bei seiner eminenten Begabung

konnte er sicher sein, überall mit Freuden als Lehrer angenommen zu werden. In der That erhielt er sogleich eine sehr gute Anstellung als Oberlehrer und bald hernach als Professor am Joachimsthalschen Gymnasium. Leider machte ein Brustleiden, welches ihn bereits in der Anstalt befallen hatte, nach wenigen Jahren seinem Leben ein Ende. Mit ihm zugleich schieden auch die beiden Herrn S . . . , Schwäger des Herrn Gauer aus der Anstalt. Ich habe ihrer, sowie noch einiger anderer Lehrer, deshalb nicht gedacht, weil ihr Unterricht auf mich keinen besonderen Einfluß geübt hat.

Mit dem Augenblick, wo Herr S . . . uns verließ, stieg mein Widerwillen gegen das Pensionsleben aufs höchste. Ich beschwor meine Eltern, mich nach Hause zu nehmen, — vergebens. Ich fühlte, daß seit dem Ausscheiden des besten und genialsten der Lehrer, des Einzigen, den ich wirklich liebte, mir ein ferneres Verweilen in dieser Prügelmühle geradezu unmöglich sein würde. Außerdem faßte ich eine tiefe Verachtung gegen diejenigen Lehrer, welche sich dazu verstanden, nunmehr gewissermaßen die Untergebenen eines Mannes zu werden, dessen Gleichen sie vormalig waren; kurz, ich beschloß, ohne mir das gerade bestimmt klar zu machen, die Sache auf irgend eine Art zu Ende zu bringen. Ich benahm mich so ungeberdig,

daß endlich sowohl die Lehrer als meine Eltern einsehen mußten, es gehe auf solche Art nicht weiter. Im Sommer 1826 wurde ich zu meiner großen Freude endlich entlassen; — und dennoch habe ich niemals nachher mit Haß oder Widerwillen an die Anstalt zurückgedacht; vielmehr blieb ich stets dessen eingedenk, daß ich dort viel Gutes gelernt, und eine Weltanschauung gewonnen hatte, welche mich davor bewahrte, Philister zu werden.

Merkwürdigerweise kann ich eine einzelne Unterrichtsstunde als diejenige bezeichnen, welche auf meine ganze Lebensrichtung entscheidend eingewirkt hat. Wir lasen den Gorgias des Plato: Gleich am Anfange des Gesprächs, wo der Freund zu Socrates sagt: Wenn Du Zeit hast, wird dir Gorgias seinen Vortrag noch Einmal halten, bemerkte Herr S., daß es nach der Anschauung der Griechen eines freien Mannes unwürdig gewesen sei, keine Zeit zu haben. Er erläuterte das dahin, daß der Mensch sich stets die volle Freiheit des Handelns bewahren müsse, damit er im Stande sei, in jedem Augenblicke nur solche Interessen zu verfolgen, die er für richtig, und zu seiner Veredlung nothwendig erachtet; — und wenn ich, allerdings nach vielen Irrungen und Abwegen, zuletzt dennoch einem solchen Ziele nahe gekommen bin, so verdanke ich das wesentlich der Erziehung in

der Cauerschen Anstalt, der deshalb Alles, was sie vielleicht an mir gefündigt hat, von Herzen vergeben sein soll.

Ueber die ferneren Schicksale derselben weiß ich wenig Genaueres zu berichten. Sie hat nur kurze Zeit nach meinem Ausscheiden noch fortbestanden, und verlor sehr bald, in Folge häufigen Lehrerwechsels, ihren ursprünglichen Charakter. Herr Cauer wurde kurz nach dem Antritt seiner Directorschaft durch einen plötzlichen Tod in den kräftigsten Mannesjahren hinweggerafft. Nach seinem Hinscheiden übernahm der erwähnte Herr v. d. E. die Leitung.

Auch v. d. E's Herrschaft war nicht von langer Dauer. Der Staat kaufte das Grundstück in Charlottenburg und errichtete daselbst ein Progymnasium für die Stadt. Von den genialen Eigenthümlichkeiten der Cauerschen Anstalt ist wohl kaum etwas übrig geblieben! —

Sic transit gloria mundi!